

DIE TAGELÖHNER-UNRUHEN IM OKTOBER 1990 IN ŌSAKA UND DEREN STRUKTURELLER HINTERGRUND

Wolfgang Herbert

METHODISCHE ÜBERLEGUNGEN

Zunächst möchte ich meinen „Einstieg“ in die Lebenswelt der Tagelöhner beschreiben. Meine erste Exkursion nach Kamagasaki, dem Tagelöhnerviertel in Ōsaka, im Juni 1989 war nicht als solche angelegt und eher zufällig. Im Rahmen einer Studie über ausländische „illegale“ Arbeiter in Japan stieß ich auf eine Menschenrechtsbewegung, die sich für die Rechte der Arbeitsmigranten einsetzt und ihr „Büro“ mitten im Tagelöhnerviertel von Ōsaka hat. In dieser Organisation (namens „Asian Friends“) sind neben zwei japanischen Jesuiten auch etliche von Tagelöhnerarbeit lebende Aktivisten tätig. Hier konnte ich meine ersten – für ein echtes Entree wichtigen – freundschaftlichen Kontakte knüpfen. Im August desselben Jahres besuchte ich an mehreren Tagen das in Kamagasaki ausgiebig gefeierte *o-bon*-Fest (buddhistische Totengedenktage, in Kamagasaki als *natsu matsuri* = „Sommerfest“, drei Tage lang begangen) und konnte dort informell bei gemeinsamem Biergenuß Gespräche mit Tagelöhnern führen. Meine eigentliche wissenschaftliche Neugier erwachte, als sich mir die – vorerst scherzhaft angebotene – Möglichkeit bot, selber als Tagelöhner zu arbeiten. Hier bewährte sich, was viele Feldforscher beschreiben (zusammenfassend Girtler 1984:69–73), nämlich eine Kontaktperson aus der Subkultur zu kennen, die gleichzeitig anderen Subkulturen angehört, garantiert, daß man ein „netter Kerl“ und „in Ordnung“ ist (Girtler 1984:80–82).

Nakajima Fumio, Mitglied der Asian Friends und seit mehr als zwei Jahrzehnten in Kamagasaki, nahm mich zur Arbeitsvermittlung mit, führte mich beim „Boß“ ein und arbeitete dann mit mir auf der Baustelle. So konnte ich im August 1989 als „Hilfs-“*tobi* („Gerüstespezialist“) und im November 1989 als *dokata* (wörtlich: „Erdarbeiter“) wenigstens zwei Tage lang die Arbeitswelt der Tagelöhner am eigenen Körper erfahren (was mir jeweils Muskelkater und Rückenschmerzen eintrug). Nach meinem ersten Arbeitstag (beschrieben in Herbert 1990) beschloß ich, die Lebenswelt der Tagelöhner methodisch (qualitativ) näher zu untersuchen. Zunächst versuchte ich mich durch unstrukturierte Gespräche und Beobachtungen der „alltagsweltlichen Situationsdefinitionen“ der Akteure (Haferkamp 1973:21) zu vergewissern und so sensibilisiert meinen „Gegenstand“ wei-

ter zu strukturieren. Dabei ging es mir darum, die Alltagstheorien, Lebensweltkonstrukte, Wertmuster und Überlebensstrategien verstehend zu orten, die Menschen in Tagelöhnervierteln „anzusehen, ihnen zuzuhören, mit ihnen zu denken und zu fühlen und mit ihnen – nicht zu ihnen – zu sprechen.“ (Polsky 1973:59). Ich habe auf technische Hilfsmittel (Tonbandgeräte, Fragebögen etc.) verzichtet, um möglichst „natürlich“ und unter Reduktion von Störfaktoren mit den Tagelöhnern verkehren zu können. Ich habe aber wohl so rasch wie möglich anschließend Gedächtnisprotokolle der Gespräche und Eindrücke angelegt. Um einen kontinuierlichen Kontakt zu erhalten und möglichst zur „Nullperson“ zu werden, die nicht provokativ, allzu „prominent“ oder störend wirkt (all diese Momente sind letztlich nie völlig ausblendbar; vgl. Haferkamp 1973:32, 33), ging ich über mehrere Monate ein- bis dreimal wöchentlich in dieselbe Kneipe (Bar eines *doya* = „Pension“) Bier trinken. Dort traf ich oft dieselben Leute, die nun meine Bekannten und in einem Fall mein Freund wurden. Distanzwahrung – oder umgekehrt „going native“ waren nie prekäre Optionen. Ersteres ergab sich dadurch, daß ich unter Offenlegung meiner Motive (offene Beobachtung, vgl. Atteslander u. a. 1991:111, 112 zu „Distanzierung und Identifizierung“) arbeitete und meine eigentliche Beschäftigung – richtigerweise – als Deutschlektor angab. Die Gefahr, in der Subkultur aufzugehen, stellte sich nicht – kein Tagelöhner würde auch auf die romantisch-illusionäre Vorstellung einsteigen, wenige Tage Arbeit in Kama-gasaki mache einen zu einem „echten“ Tagelöhner. Dennoch habe ich mich dem Habitus der Tagelöhner durch saloppe Kleidung und sprachliche Modifikationen (Osaka-Dialekt soweit ich dessen mächtig bin) angepaßt, ohne zu „flott“ (= abgerissen) oder zu „bürgerlich“ (= fremd) zu wirken (vgl. Haferkamp 1973:67 und Girtler 1984:81). Von den meisten Tagelöhnern fühlte ich mich spontan akzeptiert, Neugier oder einführende Worte meiner Trinkgefährten wie: „Das ist ein Ausländer, aber er kann Japanisch und interessiert sich für uns“ ermöglichten mir häufig sofortigen kommunikativen Zugang. Aggressive Ablehnung erlebte ich nur am „Höhepunkt“ meiner teilnehmenden Beobachtung als Augenzeuge des Aufruhrs im Oktober 1990, als hinter mir mehrere Tagelöhner mit bedrohlichem, bewußt für mich vernehmbarem Unterton, bemerkten: „Da braucht ein *gaijin* (= Ausländer) nicht hier zu sein.“ Hier kam mir einer meiner Tagelöhner-Freunde, die Aufgebrachten beschwichtigend, zu Hilfe, für mich eine Bestätigung für die Wichtigkeit von Kontaktpersonen, die in der Subkultur „Gesicht“ und Ansehen haben und in kritischen Situationen Garanten für die eigene Integrität werden können.

Zu meinen Beobachtungen und Gesprächen machte ich zwei „weiche“ Interviews mit Funktionären der Tagelöhnergewerkschaft, wobei den Befragungspartnern thematisch und zeitlich Raum gegeben wird (Atteslan-

der u. a. 1991:164), vornehmlich um deren Optik in bezug auf den „Aufstand“ zu erkunden. Äußerst informativ waren viele Gespräche mit Arimura Sen, einem Angestellten im *Airin rōdō fukushi sentā* [Arbeits- und Wohlfahrtszentrum in Airin, kurz *sentā* genannt] und Verfasser einer Comic-Serie, die einen humorvollen und anekdotenreichen Einblick in den Alltag der Tagelöhner vermittelt (Arimura 1987a,b und 1989). So konnte ich nach und nach einen Einblick in die Interpretationen der Alltagswelt und die „Typisierungen“ (Berger und Luckmann 1990:36) der Tagelöhner gewinnen. Daneben besorgte ich mir (ausgewählte) Literatur über Tagelöhner, wobei viele japanische Quellen – ohne sich methodisch zu deklarieren – „lebensnahe“ Stimmen von Tagelöhnern präsentieren, die ich somit einer Sekundärauswertung unterziehen konnte. Es ist mir klar, daß die Erzählungen der Handelnden stets auch eine „Theorie“ über diese selbst enthalten und verschiedene Lesarten möglich sind, sowie mehrfache biographische Brechungen zu Glättungen oder Interpretationen im Licht der gegenwärtigen Identität führen. Im Vordergrund meiner Darstellung stehen somit die Bedeutungen, die die Betroffenen selbst ihrer Lebenswelt zumessen. Dabei handelt es sich durchaus um ein Konstrukt zweiten Grades, aufruhend auf den Konstrukten der Subkulturangehörigen (vgl. Zitat von Schütz in Haferkamp 1973:21).

DEFINITIONEN

Zum Begriff *hiyatoi* = Tagelöhner: Inhaltlich kann darunter ein Arbeitsverhältnis verstanden werden, das nur einen Tag andauert (so die Definition in Hosokawa 1972:134, die er selbst nicht stringent durchhalten kann) und den Arbeiter abends wieder in die „Arbeitslosigkeit“ entläßt. Dies widerspricht den realen Arbeitsverhältnissen, die im Falle von Kontrakten mit Baufirmen, die dann Übernachtungsquartiere (*hanba* = „Baracken“) stellen, zwischen fünf Tagen und einem Monat dauern können. Anwerbung für einen Tag wird von den Tagelöhnern als *genkin* (= Bargeld) bezeichnet, längere Verträge als *shuchō* (= „Geschäftsreise“, z. B. Genki Magajin Henshūbu 1989:11). Ich verwende einen pragmatischen Begriff, der Tagelöhner als Arbeiter definiert, die über die Anwerbestellen (*yoseba*) kurzfristige Arbeitsverhältnisse eingehen. Somit kann ich synonym von *yoseba*-Arbeitern sprechen.

Yoseba: *Yoseba* bezeichnet eigentlich die Anwerbeorte für Tagelöhner, aber auch die Wohnregion für viele *hiyatoi*. *Yoseba* ist etymologisch bis in die Edo-Zeit (1603–1868) verfolgbar und designierte ursprünglich nur die Sammel- und Anwerbestellen für temporäre Arbeiter (cf. Kamakyōtō und Sanya Gentōin 1974:153; Aoki 1983:4). *Yoseba* sind das Lebenszentrum für

die meisten Tagelöhner und der Begriff ist real nahezu gleichbedeutend mit:

Doyagai: *Doya* (Umdrehung der Silben von *yado* = Unterkunft) bezeichnen die „Pensionen“, heute „Hotels“ der Tagelöhner, in denen sie meist gegen Barvorauszahlung für fünf bis zehn Nächte übernachten können. *Doyagai* ist eine Region, in der konzentriert solche *doya* stehen und mithin Bezeichnung für Tagelöhnerviertel (vgl. Kamakyōtō und Sanya Gentōin 1974:152). Es gibt aber auch nicht wenige kleine *yoseba* im eigentlichen Sinn, d. h. dort sind keine *doya* zu finden.

Kamagasaki: Der Name Kamagasaki war bis 1922 offiziell in Gebrauch. Die heutige *doyagai* entstand 1903 durch Zwangsumsiedlung im Planungsstadium der „Fünften japanischen Ausstellung zur Förderung der Industrie“ (*naikoku kangyō hakurankai*), um dem besuchenden Tenno den Anblick von etwa 10.000 Tagelöhnern und Obdachlosen zu ersparen. Als Armenviertel hat es eine Tradition bis in die Edo-Zeit (damals unter der Bezeichnung Nagomachi), als durch Zuwanderung von Bauern und die entstehende städtische Armenschicht einfache Unterkünfte (*hatago*) errichtet wurden. Offizielle Zugriffe aus Besorgnis um die Hygiene (Cholera-Epidemien; 1885 etwa gab es 477 „registrierte“ Cholera-Patienten; Kiso 1986:64) und um die „öffentliche Sicherheit“ führten periodisch zu Delogierungen (oder entsprechenden Plänen) und dazu, daß das Armenviertel geographisch nach Süden „wanderte“. Die meiji-zeitliche (1868–1912) Politik im Umgang mit dem Nagomachi-Slum zeichnete sich dadurch aus, daß das Armenviertel immer wieder „aufgelöst“ (= in die Peripherie abgedrängt) wurde, was zu Dispersion und Wiedererstehen an nahegelegenen Orten führte (Kiso 1986:65). Kamagasaki liegt „strategisch“ in der Nähe eines traditionellen Freudenviertels (Tobita) – durch die überwiegende Konzentration alleinstehender Männer im heutigen Tagelöhnerviertel mitbestimmt und zementiert (vgl. auch den konzisen geschichtlichen Abriss über Kamagasaki in: Genki Magajin Henshūbu 1989:79–82). Ōsaka hat eine lange Geschichte als Heimat des größten Slums in Japan. Die erschreckende Armut wird auch in den ersten meiji-zeitlichen Sozialstudien, etwa von Yokoyama Gennosuke, geschildert (eine englische historische Übersicht bieten Chūbachi und Taira 1976).

Anfang der siebziger Jahre wurde Kamagasaki im Zuge der punktuellen Errichtung von sozialen Wohlfahrtseinrichtungen in Airin (Kompositum aus den Schriftzeichen für „Liebe“ und „Nachbarschaft“) umbenannt, die Bezeichnung wird von den Tagelöhnern überwiegend als Terminus der „Administration“ abgelehnt. Die meisten *yoseba*-Arbeiter sprechen von Kamagasaki (oder in der Abkürzungsform von Kama), manche Veteranen verwenden auch den alten Namen Kasumichō (Genki Magajin Henshūbu 1989:60). Kamagasaki liegt nahe dem Zentrum von Ōsaka im

Bezirk Nishinari und beherbergt – den meisten Schätzungen zufolge – etwa 30.000 Tagelöhner auf einem Raum von etwa 0,62 km² (Christian Kamagasaki Kyōyūkai 1989:4). Es ist somit das größte *yoseba* in Japan, neben den drei großen *yoseba* Sanya in Tōkyō, Kotobuki in Yokohama und Sasajima in Nagoya. Ich beschränke meine Ausführungen und speziell meine Extrapolationen im Hinblick auf zukünftige Entwicklungen auf Kamagasaki, das als Beispiel für die Lebenswelt der *yoseba* gelten kann.

KONFLIKT IN JAPAN

Nachdem dieses Jahrbuch unter dem Titel „Konflikt in Japan“ steht, möchte ich noch in weiterem Kontext eine alternative definitorische Zugangsweise zu den Tagelöhnern und ihrem spezifischen Konflikt-Management versuchen. Ich setze dabei den Fokus auf eine kollektive Konfliktlösungsstrategie (und zwar auf *bōdō* = „Aufstände“), deren Genese und Hintergrund – ohne „täterorientiert“ auf z. B. ethologische Aggressionshypothesen, massenpsychologische Ansätze etc. zurückzugreifen. Dabei bietet sich als analytische Folie die von Befu unter Bezugnahme auf Mouer und Sugimoto (1986) als „Konfliktmodell“ vorgestellte Theorie an, die in den bei Befu zitierten drei wesentlichen Punkten abbildbar ist (Befu 1990:234). Dazu gehört die spontane Konflikteruption als Kulminationspunkt lange existenter Spannungen und Deprivationserfahrungen, die zur Forderung von „greifbaren Kompensationen“ führen (was von Befu als „Selbstinteresse“ verkürzt wird), sowie die Antwort mit physischer Gewalt seitens der Kontrollinstanzen. Auch die Entstehung (kurzlebiger) Organisationen, die faktional aufsplintern oder kooptiert werden, läßt sich in *yoseba* als Folge der *bōdō* beobachten. Folgt man den Ausführungen von Mouer und Sugimoto, so kann Japan auch auf eine lange endemische Geschichte von Konflikten und deren theoretischer Konzeptualisierung in Denktraditionen zurückblicken, die Gesellschaft als grundlegend konfliktbestimmt begreifen (Mouer und Sugimoto 1986:64–69). Ich teile mit Befu seine Bedenken gegen das „statische“ Harmoniemodell (Befu 1990:213–215) und würde gerne seinem Desiderat nach einer integrierenden Komplementärtheorie nachkommen, kann dies aber aus nachfolgenden Gründen kaum leisten. Mit einem Stratifizierungsmodell sympathisiere ich vom Grundansatz her, weil hier einer einebnenden Mittelklasse-Ideologie entgegengearbeitet wird, zumal die Tagelöhnerexistenz wie andere temporäre (= extrem unsichere) Arbeitsverhältnisse ein wichtiges Indiz für das Vorhandensein einer „Alternativschicht“ zur Arbeiteraristokratie ist. Mit der Einführung des Begriffes „Subkultur“ der *yoseba*-Arbeiter lassen sich die angesprochenen zwei Modelle gut verbinden, da das Stratum der

Tagelöhner aufgrund der ihnen zugewiesenen Lebensart ein hohes Konfliktpotential enthält. Dem interaktionistischen Ansatz („social exchange model“, Befu 1990:224–232) kann ich nur bei den Ausführungen über Bestechung folgen, im übrigen kann ich mich vom Verdacht nicht lösen, daß hier wenige Konzepte zu Omnibusmetaphern hochstilisiert werden, von deren vokabulärer Existenz auf soziale Realität kurzgeschlossen wird, und, was segmentär stimmig sein mag, für Erklärungen genereller Reichweite dienstbar gemacht wird. Eine Verbindung der von Befu ausgemachten vier Konfliktmodelle dürfte angesichts einer so differenzierten Gesellschaft wie sie die japanische ist, nur glücken, wenn verschiedene konkurrierende Theorien, die sektoral griffig sind, zugelassen werden, die aber eben nicht monolithisch alles erklären können. Dies entspricht in etwa Befus Wunsch, die einzelnen Konfliktmodelle als komplementär mit beschränkter Gültigkeit zu sehen. Ich möchte daher den konfliktären Ansatz als „Theorie mittlerer Reichweite“ mit hohem Erklärungspotential für die *bōdō* und Subkultur der Tagelöhner (und vorerst darauf beschränkt) heranziehen.

Der Begriff der Subkultur hat leider eine inflationäre Entwicklung hinter sich, ich möchte ihn hier in heuristischer Absicht – wie üblich geworden, weit gefaßt – für *yoseba*-Arbeiter folgendermaßen verstehen: frei von den „kriminellen“ Konnotationen handle es sich um eine abgrenzbare Gruppe in einem sozial differenzierten System, die eine eigene Lebensart pflegt, die vom dominanten Wertesystem abweicht, wobei aber gilt, daß „in der Subkultur eine partielle Identifikation, mindestens aber eine Orientierung an den gesamtgesellschaftlichen Normen und Werten erfolgt“ (Lamnek 1990:185). Viele *hiyatoi* haben ein ambivalentes Selbstbild. Sie sehen sich – in Übernahme von ihnen zugeschriebenen Stereotypen und gemessen an der „Normalgesellschaft“ – als abgestürzte Aussteiger (*ochikobore*). Sie grenzen sich in Umkehrung dieses Elementes aber ab, indem sie gerade deshalb eine Freiheit von normativen Zwängen eines durch industriellen Rhythmus (täglich geregelte Arbeitszeit) bestimmten Lebens beanspruchen. Nach Aoki drehen sie ihre „Miserabilität“ in „Stolz“ um, was die *hiyatoi*-Lebenswelt zu einer Kontrakultur mache (Aoki 1983:13). Kontrakulturen definieren sich allerdings dadurch, daß sie das sie umgebende kulturelle und normative System nicht nur partiell umdrehen, weshalb ich bei *hiyatoi* eher von Subkultur sprechen würde, da sie in selektiver Auswahl und besonderer Akzentuierung (z. B. des zunehmend betonteren Wertes von „leisure“) bestimmter Teile der Normalgesellschaft agieren – was von dieser als abweichend definiert werden mag (vgl. Trotha 1985:292–293). „Abweichler“ aber bedrohen „die gesellschaftliche Wirklichkeit als solche fundamental“, indem sie Normen und allgemein akzeptierte Regeln in Frage stellen (vgl. Berger und Luckmann 1990:121).

Dem wird im Falle der *yoseba* mit Kontrolle und „Therapie“ durch Wohlfahrt begegnet. Kontrolle wird vornehmlich von der Polizei ausgeübt, was regelmäßig zu Übergriffen führt; „Wohlfahrt“ kann die Deprivation der Arbeiter nur unzureichend ausgleichen. Beide Instanzen (Polizei, Administration) bedienen sich dabei Alltagstheorien über die *yoseba*-Arbeiter, die bis zu pathologisierenden Zuschreibungen reichen und Tagelöhner als potentielle Verbrecher, hedonistische drop-outs, asoziale Faulpelze oder zu Gewalt neigenden Alkoholikern stigmatisieren. Dabei wird mit den Kategorien „Slum“ und „pathologische Gesellschaft“ operiert, um mit administrativen Maßnahmen die *yoseba* zu „therapieren“. Eine ganze soziologische Forschungsrichtung beruht auf diesen Etiketten und verabsolutiert damit die Wertestruktur der Wissenschaftler (aus der „Oberschicht“), die damit lediglich gängige Vorurteile taxonomieren (eine vehemente Kritik an diesem Zugang in Nakane 1988). Tagelöhner müssen somit stets ihr Lebensmodell in der Interaktion mit Instanzen der sozialen Kontrolle neu aushandeln, ihre eingeschränkte Beschwerdemacht (z. B. gegenüber der Polizei) und mangelnde Handlungskompetenz im Umgang mit Instanzen führt immer wieder zu Konflikten, die in *bōdō* eskalieren können.

BŌDŌ

Unter *bōdō* ist eine Form von Sozialprotest zu verstehen, ein politisches Instrument mit dem kollektive Akteure ihre Rechte einfordern. Ich möchte einige abstrakte Charakteristika von Protesten, die Eskalationsmechanismen der Gewalt zeigen, vorausschicken, die aus allgemeiner Perspektive gewonnen für die *bōdō* der Tagelöhner als gültig reklamiert werden können: *Bōdō* brechen meist spontan, unorganisiert und gewaltsam aus und entwickeln eine eigene situative Dynamik, die besonders in Begegnung mit polizeilicher Gegenmobilmachung notorisch eskaliert. „Eines nämlich läßt sich mit einiger Sicherheit lernen: staatliche Repression treibt die Spirale der Gewalt eher an, als daß sie sie zum Stillstand bringt“ (Kocka und Jessen 1990:53). Der Ausbruch von Unruhen spiegelt Transformationen in der Gesellschaft wider und richtet sich gegen die Regeln und Autoritäten, denen die protestierenden Menschen im täglichen Leben unterworfen sind (vgl. Piven und Cloward 1986:32 und 44). Dies deutet den nötigen analytischen Rückbezug auf die Alltagswelt der Betroffenen an und verweist auf den prozessualen Charakter von Aufständen. *Bōdō* sind „sichtbare“ Aktionen gegen täglich erlebtes Unrecht. „Gewalthandlungen als isolierte und kontextfreie betrachten, bedeutet, sie umstandslos dem Reich der Irrationalität, des Pathologischen, des Fremden, des fehlenden Sinnzusammenhangs zuzuordnen“ (Sack 1990:115). Dies dient der Neutralisierung

des Aufruhrs und der Legitimation verschärfter Repression. „Schon die herabsetzenden Begriffe, mit denen Auflehnung der Unterschicht versehen wird – die abwertende Etikettierung durch Illegalität und Gewalt –, zeugen von ihrer Wehrlosigkeit und dienen zudem noch als Rechtfertigung für häufige und schwerwiegende Vergeltungsmaßnahmen“ (Piven und Cloward 1986:49). Mit dieser weitläufigen Deskription von Sozialprotesten möchte ich „Aufstände“ als Konfliktlösungsmittel nicht für *hiyatai* exklusiv reservieren und den Eindruck erwecken, daß es sich um ein segmentäres Phänomen abgelöst von einer sonst „harmonischen“ Gesamtgesellschaft handelt. Diese Optik endete mit der Annahme, es handle sich um wenige „pathologische Extremisten“, die dann kriminalisiert werden, was zugleich die simpelste Methode darstellt, legitime Interessen und Anliegen der Protestierenden zu „nihilieren“. Mouer und Sugimoto zeigen an einem an der amerikanischen Protestforschung entwickelten Begriff (explizit an Charles Tilly), daß in Japan seit der Meiji-Zeit bis in die 1950er und 1960er Jahre eine Vielzahl von Protesten stattfanden, deren gewalttätigste durch die Konfrontation mit der Polizei entstanden (Hinweis auf die Studentenunruhen; Mouer und Sugimoto 1986:106–111). Dieser Befund steht insbesondere im Gegensatz zu „gruppistischen“ Harmoniemodellen der japanischen Gesellschaft, wie sie in westlichen und japanischen *Nihonjinron* („Theorien [zur Einzigartigkeit] des Japaner-Seins“) entworfen werden. Bevor ich also konkret auf die *bōdō* der *yoseba*-Arbeiter (speziell auf den Aufstand im Oktober 1990 = *bōdō* '90) eingehe, möchte ich die Lebenssituation der Tagelöhner skizzieren, da *bōdō* zwar an konkreten Anlässen festgemacht werden können, ihre Wurzeln aber im Alltag der Tagelöhner liegen.

DIE LEBENSWELT DER TAGELÖHNER

Über die soziale Herkunft der *yoseba*-Arbeiter gibt es keine exakten Daten. Dies liegt an der Mobilität der Tagelöhner (die häufig von *yoseba* zu *yoseba* driften), an einer offiziellen Registrierung, die *hiyatai* nur teilweise erfaßt und wohl auch an der mangelnden Auskunftsfreudigkeit seitens der *yoseba*-Arbeiter, was Fragebogenaktionen schwierig macht (zur methodischen Problematik von Tagelöhnerbefragungen und einem leidenschaftlichen Plädoyer für die teilnehmende Beobachtung: Aoki 1991). Umfragen gibt es zwar – seitens der Gewerkschaften, Polizei und Verwaltung – wobei aber immer jeweils eine bestimmte Klientel erreicht wird, weswegen sie nicht frei von Verzerrungsfaktoren sind. „Traditionell“ werden Tagelöhner als mobile, „fließende“ Reservearmee der Arbeiterschaft gesehen, wobei die Reservearmee als „Kissen“ und Ventil für konjunkturelle Entwicklun-

gen in Japan „nahe dem Ideal“ funktionier(t)e (Steven 1983:179, 180 und 186). Umschichtungen am Arbeitsmarkt und Sektorenverschiebungen, die zu struktureller Arbeitslosigkeit führten, brachten periodisch Zuströme von Arbeitern in die *yoseba*, deren Population sich nach Matsuzawa vornehmlich zusammensetzt aus:

- Kleinbauern, die Anfang der 60er Jahre ihr Land aufgaben (der Agrarsektor verkleinerte sich drastisch),
- „freigesetzten“ Bergarbeitern, nachdem etliche unrentabel gewordene Kohlebergwerke aufgelassen wurden,
- Arbeitern des Primärsektors, die aufgrund von Rationalisierungsmaßnahmen entlassen wurden,
- Oberschulabsolventen aus ländlichen Regionen
- allgemein Arbeitslosen und „sozial Unangepaßten“ (Matsuzawa 1988:149).

Dazu kommt ein nicht geringer Teil von Angehörigen diskriminierter Minoritäten, die durch Entzug von Sozialchancen in *yoseba* enden (in Japan ansässige Koreaner, *burakumin* = Nachkommen einer ursprünglich ständisch diskriminierten Schicht, Leute aus Okinawa, Vorbestrafte und Körperbehinderte; siehe Aoki 1983:11). „Doppelversager“, die eine gescheiterte Karriere als *yakuza* (= Gangster) hinter sich haben, Aussteiger aus der Welt der Angestellten („*dassara*“) oder solche, die vor ihren Schulden (*sarakin* = Darlehen zu Wucherzinsen) flüchteten und in *yoseba* untertauchten (*jōhatsu* = eigentlich „verdampfen“), Ex-Aktivisten der Studentenbewegung von 1968 und Aussteiger jeder Couleur sind in Tagelöhnervierteln anzutreffen. *Yoseba* gelten als „anonyme“ Gesellschaft und es gilt die ungeschriebene Regel, nicht nach der Vergangenheit von Tagelöhnern zu fragen, obwohl viele bereitwillig – vor allem im Kontext Alkohol – darüber sprechen. Die Tatsache, daß jeder „eine Vergangenheit“ hat, die allein dadurch verbindend wird, daß sie zur „Asylsuche“ im *yoseba* geführt hat, ist Teil der „sozialen Identität“ der Tagelöhner. Es gilt, sich nicht in die Angelegenheiten anderer einzumischen, dennoch besteht eine unausgesprochene Solidarität eben durch das gemeinsame Schicksal eines Lebens im *yoseba*, ein Gemeinschaftsbewußtsein, das im Falle eines *bōdō* energisch artikuliert und markant sichtbar wird (vgl. Nishizawa 1990:252–255).

Durch den erhöhten Arbeitskräftemangel und Großprojekte (Internationaler Flughafen in Ōsaka, „Studienstadt“ im Raum Ōsaka und Nara etc.) erlebte Kamagasaki jüngst einen Schub an zugewanderten neuen Arbeitern, die zunehmend aus Schlüsselindustrien kommend den sozialen Hintergrund der *yoseba*-Arbeiter verändern. 54% der *yoseba*-Arbeiter in Kama strömten nach der ersten Ölkrise Mitte der 70er Jahre, 36% in den 80er Jahren nach Kamagasaki. Der „Abstieg“ kann vielstufig und über mehrfaches Scheitern passieren: ein Paradebeispiel, das typische „absteigende“

Industrien durchlief, beschreibt Arimura: Universitätsabschluß, Büroangestellter in einer Bergbaufirma, später Angestellter in einem stahlerzeugenden Subkontraktunternehmen, „Leiharbeiter“ (*shagaikō*) in einem Schwermetallbetrieb, Kamagasaki (Arimura 1990:12; ebenso obige Daten).

Diese Neuankömmlinge erleben somit eine „tertiäre“, verspätete Sozialisation in die Subkultur der Tagelöhner, was nach Arimura nicht zuletzt ihr Bewußtsein mitprägt, das „bürgerlich“ mitgefärbt ist und besonders auch im Punkt „Menschenrechte“ sensibel reagiert – ein nicht zu unterschätzender Faktor in der Genese des Aufruhrs 1990. Die soziale „Abstiegskette“ über gescheiterte selbständige oder reguläre Erwerbstätigkeit sowie die urbane Herkunft lassen Hoffnungen auf zukünftig erneute Selbständigkeit oder dauerhafte Anstellung anfangs aufrechterhalten. „Startversuche“ z. B. als ambulante Händler und „Rückfall“ in die Tagelöhner-tätigkeit gehören zum Muster der fortschreitenden sozialen Entwurzelung (vgl. auch Ernst 1986:21), die zu Resignation, aber auch zu einer „stabilen“ Identität als Tagelöhner führen.

Diese „Identität“ beschrieb mir ein *yoseba*-Arbeiter etwa so: „Ich bin froh, nicht jeden Tag zu einer vorbestimmten Zeit in ein Büro gehen zu müssen, ich bin glücklich, dem ‚Verwaltetwerden‘ (*kanri shakai*) entkommen zu sein. Ich arbeite, wenn ich Geld brauche und hänge im Park herum, wenn ich herumhängen will, ich spiele Pachinko oder gehe in die Bibliothek lesen, wenn es mir Spaß macht, das ist meine Freiheit.“ Heute würde man dies „Zeitsouveränität“ nennen. Dieses Lebensmodell gilt vornehmlich für jüngere, körperlich fitte (qualifizierte) Arbeiter, in diesem Fall handelte es sich um einen ehemaligen Taxifahrer, der heute Baumaschinen fährt. Er schilderte mir seinen Eintritt nach Kama als unvermeidliche Folge seines Freiheitsdranges und neigte dazu, sein früheres Leben in dieser Perspektive zu sehen. Er habe sich immer von seiner Ex-Frau aushalten lassen. Herr Arimura gab mir den wertvollen Hinweis, diese Projektion sei vorsichtig zu lesen, der Betroffene sei tatsächlich ein biederer Familienvater und Taxifahrer gewesen. Dennoch: „Freiheit (*jiyū*), ja Freiheit, darüber sprechen alle hier“, meint ein *yoseba*-Arbeiter und deutet damit den hohen Stellenwert dieses Ideals an (Nishizawa 1990:251).

Circa neun Zehntel der Arbeit, die in Kama vermittelt wird, betrifft den Bausektor (in Kotobuki ist der „traditionelle“ Anteil an Hafenarbeit bedeutend). Unter den *genkin*-Arbeitern sind etwa 80 % „unqualifizierte“, einfache Bau- und Aushubtätigkeiten ausführende *dokō* (wörtlich: Erdarbeiter, auch *dokata*), ein Zehntel *tekkinya* („Stahlarbeiter“, die z. B. Rundstahl in Beton einlegen), 2,8 % *tobi* (Gerüstspezialisten) und in kleineren Prozentsätzen weitere Handwerker (Zimmermänner, Baumaschinenlenker etc.; Genki Magajin Henshūbu 1989:30). Die Arbeiterschaft ist streng hierarchisiert, wobei qualifizierte Arbeiter und Handwerker das höchste

Prestige (und beste Entlohnung) genießen, *dokata* sind am unteren Ende der Hierarchie eingestuft. Handwerker hätten zwar „Gesicht“ (*mentsu*), *dokata* dagegen könnten unbekümmert, ohne sich allzu sehr anzustrengen und „locker“ arbeiten (Toyokawa 1989:64). Dies gehört quasi zum Berufsstolz der *dokata* und es sei eine ihrer Kniffe, möglichst langsam herumzutun und Zeit zu schinden (Kamakyōtō und Sanya Gentōin 1974:169). In einer Gesellschaft, in der Fleiß ein sakrosankter Wert ist, führt dies unweigerlich zum Stigma „Faulpelz“, gegen das sich Tagelöhner zu Recht wehren, da ihre Arbeit äußerst anstrengend ist und das langsame Agieren eher eine rationale Selbstschutzstrategie gegen vorzeitige physische Abnützungerscheinungen darstellt (Aoki 1983:6). Die harte, körperliche Arbeit ist ein wichtiges Moment im Selbstwertgefühl der *yoseba*-Arbeiter, über die Arbeit sprechen sie häufig und gern (vgl. Nishizawa 1990:256). Als ich auf der Baustelle arbeitete und eifrig Steine heranschleppte, sagte ein alter *dokata* zu mir: „Langsam, langsam! Mach billige Arbeit für billigen Lohn. Das hält dein Körper nicht durch, du willst ja morgen wieder arbeiten!“

Die *yoseba*-Arbeitserschaft ist also entlang der Linien Arbeitskraft und Arbeitsqualität streng stratifiziert. Physische Fitness der jüngeren Arbeiter erlaubt diesen, wählerisch mit Arbeitsangeboten umgehen zu können und Baustellen mit guten Bedingungen auszusuchen, während alte, schwache oder durch Krankheit gehandikapte Arbeiter vom Goodwill der Arbeitsvermittler (*tehaishi*) abhängen oder auf offizielle Vermittlung von Jobs durch das *sentā* angewiesen sind. Viele Anwerber geben aber explizit Altersgrenzen aus, was den betagten *yoseba*-Arbeitern die Jobsuche erschwert, und sie mit zunehmendem Alternativenmangel konfrontiert. Arbeitsqualität meint die Beherrschung eines Handwerks oder einer Technik, was höhere Löhne einbringt. Hier handelt es sich um die Elite der Tagelöhner. *Tobi* etwa inszenieren dieses Bewußtsein gekonnt durch Habitus, Machismo und Statussymbole (Übernachten in teuren, „erstklassigen“ *doya*, Tragen von Rolex-Uhren oder goldenen Hals- und Armbandketten, Tätowierungen etc.). Dies äußert sich auch in den Arbeitsverhältnissen: *tobi*, Handwerker und physisch starke Arbeiter haben oft bestimmte „Baustellenbosse“ (*oyakata*) oder ihnen bekannte *tehaishi*, über die sie aufgrund des persönlichen Verhältnisses (*kaozuke*) relativ stabil Arbeit finden und oft direkt (*chokkō*) zur Baustelle fahren. Manche (und deren Zahl steigt) leben in billigen Holzappartements oder Häusern in der Peripherie von Kama und fahren, nachdem sie ihr *oyakata* morgens angerufen hat, zur Arbeitsstätte, was *tsūkin* (in Anlehnung an die Pendelfahrten der Büroangestellten) genannt wird. Dies schaffe aber ein Loyalitätsverhältnis (*giri*) zu den *oyakata* und nehme daher etwas von der freien Zeitverfügung, da diese Arbeiter auch z. B. bei Regen oder Unpäßlichkeit arbeiten „müssen“,

um ihre Vertrauensbeziehung zum „Boß“ aufrechtzuerhalten, was zu einem „semiregulären“ Arbeitsverhältnis führe (Interview mit Yamada Minoru, dem Vorsitzenden der Tagelöhnergewerkschaft Kamanichirō am 2. Dezember 1990). Viele (ältere) *dokata* sind dagegen auf Eintagesjobs abgestellt, am untersten Ende der Pyramide sind die Arbeitsunfähigen zu finden (Aoki 1983:19). Hier zeigt sich die prekäre Situation der Tagelöhner, die nahezu alle ohne Familie in Kama leben und einem Zyklus zwischen Tagelöhnerarbeit und Obdachlosendasein ausgesetzt sind (nach Yamada das wesentliche Unterscheidungskriterium zu Slums im südostasiatischen Raum). Krankheit, Verletzungen, Körperbehinderungen, Alkoholismus oder Alter können dazu führen, daß Tagelöhner anfangs periodisch, im späteren Stadium permanent im Freien übernachten müssen (im Jargon nennt sich dies *aokan*). Viele leben dabei als *bataya* (Sammler von Kartons, Einwegdosen, Flaschen) oder indem sie Speisereste bei Restaurants aus den Mülleimern klaben. In Ōsaka sind geschätzte 1.000 Menschen einem Leben im Freien ausgesetzt (und als *furōsha* = Stadtstreicher etikettiert), allein im Nishinari-ku sterben jährlich circa 300 Menschen auf der Straße, die meisten bleiben unidentifiziert (Aoki 1984:3, 4). Durch administrative Maßnahmen unter dem Titel *kurin sakusen* („Säuberungsstrategie“) werden im Freien Übernachtende immer mehr aus Kamagasaki vertrieben und in dessen Peripherie gedrängt. Dies führt dazu, daß trotz zunehmender Zahl Obdachloser diese kontrafaktisch in Statistiken in geringerer Anzahl verzeichnet werden (Koyanagi 1990a:62).

Hohe Alkoholikerraten, aber auch überproportional viele TBC-Fälle, allgemein schlechter Gesundheitszustand wegen einseitiger (billiger) Ernährung werden in den Quellen über *yoseba*-Arbeiter meist beschrieben. Auch die alltägliche Kleinausbeutung, die strukturell im Baugewerbe und in den *yoseba* angelegt ist, ist in englischer Sprache dargestellt (etwa Matsuzawa 1988, De Barry 1988), weshalb ich mich auf eine schroffe Skizze beschränken kann. Als wesentliches Charakteristikum des Bausektors kann das Subkontraktsystem gelten, das oft über zwei, drei Stufen geht (Nakamura 1976:83 und 84). Große Baufirmen, die Aufträge erhalten (*motouke*) geben diese an kleinere Unternehmen weiter (*shitaue* = Subkontrakt, darunter *magouke* = Subsubkontrakt). Das Bindeglied zu den *yoseba*-Arbeitern bilden die Arbeitsvermittler (*tehaishi* oder *ninpudashi*), die mit Kleinbussen morgens gegen fünf Uhr in den *yoseba* Arbeiter anwerben (Genki Magajin Henshūbu 1989:31). In der jüngsten guten Baukonjunktur werden täglich etwa 8.000 Arbeiter unter dem *sentā* direkt von Arbeitsagenten für *genkin*-Arbeit angeworben (persönliche Auskunft von Herrn Arimura). Über 2.000 Arbeitsvermittler sind im *sentā* offiziell registriert, das sind etwa vier Fünftel aller aktiven *tehaishi*. Arbeitsvermittlung durch das *sentā* geschieht allerdings nur zu etwa einem Drittel, der Rest wird

durch Direktanwerbung der *tehaishi* erledigt (diese Angaben gelten für längere „Verträge“ und Unterbringung in *hanba*; Genki Magajin Henshūbu 1989:29). Ein Gutteil der *ninpudashi* hat Verbindungen zu Yakuza, polizeiliche Daten weisen 22 Yakuza-Büros und 490 offizielle Gangmitglieder in Kamagasaki aus (interne Angaben, die mir von Herrn Arimura zugänglich gemacht wurden). Die realen Mitgliederzahlen dürften aber ein Mehrfaches ausmachen (Interview mit Yamanouchi Yukio, dem Rechtsanwalt der Yamaguchi-gumi, dem größten Syndikat Japans, vom 18. Oktober 1989). Die starke Yakuza-Präsenz beschränkt sich nicht auf die Arbeitsvermittlung, eine der ältesten Einkommensformen der *bakuto* = Glücksspieler (einer der Yakuza-Traditionslinien), die bis in die Edo-Zeit verfolgbar ist (Yamanouchi 1988:253). Ein gravierendes Problem, das durch die Festsetzung von Lohnsätzen (11.500 Yen pro Tag für *dokata*, 18.000 Yen für Handwerker im Jahr 1990; der Tageslohn heißt im Soziolekt *dezura*) durch Druck der Tagelöhnergewerkschaft nur relativ entschärft wurde, stellen Lohnabzüge (*pinhane*) dar. Für jeden Arbeiter gehen etliche tausend Yen in die Tasche der *oyakata* und *tehaishi*. Unter den Vorwänden von Arbeitspausen, Verpflegung, Unterkunftskosten, Müllbeseitigungsausgaben (im Falle von *hanba*) wird nach wie vor Geld vom Lohn abgezweigt (Interview mit dem Gewerkschafter Yamada).

Drastische Lohnkürzungen gibt es heute noch bei Anwerbung durch illegale *eki-tehaishi* („Bahnhof-*tehaishi*“), die in Ōsaka an Großbahnhöfen (Umeda, Tennōji, Nanba, Kyōbashi) potentielle Arbeiter ansprechen und bei gelungener Arbeitsanwerbung nur die Hälfte der Löhne von Kama bezahlen und somit Zustände in *yoseba* der sechziger Jahre perpetuieren. Durch gewerkschaftliche Intervention kann bei Auffliegen dieser Exploitation (allerdings nur in wenigen Fällen) das vorenthaltene Geld eingefordert werden. In den fünfziger und sechziger Jahren wurden viele Arbeiter gezwungen, lediglich für ihr Essen zu arbeiten, bei Widerstand oder Protest gegen die katastrophale Unterbringung in Baracken, in deren Räume Dutzende Arbeiter gepfercht wurden (sogenannte *takobeya*), war die Antwort seitens der Yakuza physische Gewalt. Selbst auf den Baustellen hatten die direkten Aufseher (*sewayaki* oder *bōshin*) Stöcke, mit denen die Arbeiter geschlagen wurden (Interview mit Yamada). Auch heute werden *dokata* auf den Baustellen äußerst grob behandelt und angeschrien, die Arbeiter machen sich aber gegen diese Degradierungsrituale immun und versuchen taktisch mit möglichst wenig Anstrengung gemächlich über den Arbeitstag zu kommen (dies gilt insbesondere für *dokata*). Das hat ihnen die Bezeichnung *anko* eingetragen, die in Anlehnung an einen Fisch, der am Meeresgrund regungslos auf seine Beute wartend, diese in sein Maul schwimmen lassen soll. Trotz pejorativer Konnotation gilt *anko* als übliche Selbstbezeichnung der *yoseba*-Arbeiter. *Anko* erheben aber den Anspruch,

Schweiß vergießend ihr Geld zu erwerben, und trotz analoger Wertestruktur zu Yakuza (überzogene „Männlichkeit“, unstrukturiertes Freizeitverhalten, zugeschriebener Hedonismus, Fatalismus, Leben für den Augenblick etc.) hängt sich die Verachtung der *hiyatoi* gegenüber Yakuza an deren „parasitärer“ Existenz auf. Diese wird deutlich im Falle von *bakuchi* oder *tobaku* (Glücksspiele), die auf der Straße, in den Parks, Kaffeehäusern, ja selbst im *sentā* von Yakuza angeboten werden. Häufigste Formen sind Würfelspiele, illegale Rad-, Pferde- und Motorbootrennenwetten, wobei vielen Tagelöhnern klar ist, daß der Profit vornehmlich von den Yakuza gemacht wird (Genki Magajin Henshūbu 1989:47, 48). In innovativer Manner haben Yakuza im Gleichschritt mit punktuellen Wohlfahrtsmaßnahmen weitere Businessformen etabliert: z. B. Geldverleih (*techō kinyū*), wobei das „Tagelöhnerhandbuch“ (*shiro-techō*), das den Empfang von etwa zwei Dritteln des Tageslohnes an arbeitslosen (*abure*) Tagen ermöglicht, als „Pfand“ einbehalten wird und gegen hohe „Zinsen“ Geld vorgeschossen wird. Für jeden Arbeitstag klebt der Tagelöhner eine Marke zu 146 Yen (im Versicherungsfalle zu 411 Yen) ins Handbuch, bei 28 Tagen Arbeit in zwei Monaten hat er im darauffolgenden Monat Anspruch auf Arbeitslosengeld für höchstens 17 Tage, laut Herrn Arimura werden in der Praxis circa zehn Tage ausbezahlt. Kann er aus konjunkturellen (Regenzeit, schlechte Auftragslage) oder persönlichen (Krankheit, Altersschwäche) Gründen die Tagessumme nicht erreichen, muß er auf „schwarz“ kursierende Marken (*yami inshi*) zurückgreifen, die von Yakuza bis zum zehnfachen Preis der Nicht-Falsifikate vertrieben werden (Genki Magajin Henshūbu 1989:106; Asahi Shinbun, 21. Sept. 1989, S. 28).

Dabei wird die Ausstellung von neuen *techō* für Tagelöhner mit dem Hinweis auf „Mißbrauch“ immer restriktiver gehandhabt: erhielten 1984 noch 4.882 „neue“ *hiyatoi* ihr *techō*, so waren es 1987 nur noch 2.281. Dies dient wohl dazu, bei der Auszahlung von Arbeitslosensätzen zu sparen, entzieht aber vielen *hiyatoi* ihre Arbeits- und Gesundheitsversicherungsmöglichkeit. Außerdem wird unter Angabe diverser Gründe alten Arbeitern ihr „Handbuch“ entzogen, was einer Strategie gleichkommt, nur gut und tüchtig arbeitenden Leuten ein *techō* auszustellen. Besaßen 1987 noch circa 24.000 Arbeiter ein *techō*, so verringerte sich die Zahl in knapp ein- einhalb Jahren auf nur mehr 18.000 Arbeiter (Koyanagi 1990a:63, 64, 75). Wegen der guten Baukonjunktur der letzten Jahre sank die Zahl der Arbeiter, die Arbeitslosengeld (*abure teate*) kassieren, ohnedies. Im Hintergrund des *bōdō* '90 ist auch Unmut über das verkomplizierte Ansuchungsverfahren und der schwieriger gewordene Erhalt eines *techō* zu vermuten. Heute muß eine Arbeitsbestätigung vom Bauherren und eine Meldebescheinigung über den Wohnsitz sowie ein Paßbild beigebracht werden. Viele Arbeiter ziehen es vor, „anonym“ zu bleiben, wollen sich von ihrem

Wohnsitz in der Provinz nicht abmelden, um ihren Angehörigen durch das Ummelden ihren neuen Aufenthaltsort nicht zu verraten, und verzichten daher auf ein *techō* (und damit auf soziale Absicherung). 1990 waren nur noch 15.400 *hiyatoi* im Besitz eines „Handbuchs“ (Andō 1990:5), was die Polarisierung der Arbeiter in Benefiziäre von Wohlfahrt und davon Ausgeschlossene verschärft.

Massiv artikuliert sich der Widerstand gegen die Anwesenheit der Yakuza in *yoseba* im Jahre 1972, der damalige *bōdō* in Kama zeigt alle charakteristischen Momente: Anlaß war eine von den Tagelöhnern als Konditionenverstoß empfundene Praxis von *tehaishi*. Die Angabe „Baustelle innerhalb der Stadt“ betraf nicht wie erwartet Ōsaka, sondern Nara. Zunächst antworteten die Arbeiter mit *tonko*, einer „weichen“ Protestform, die bis heute (vor allem in *hanba*) extensiv eingesetzt wird. *Tonko* heißt das eigenmächtige Verlassen der Arbeitsstelle und Rückkehr ins *yoseba*, weil die Tagelöhner mit den Arbeitsbedingungen nicht zufrieden sind. Heute können finanzielle Verluste (bei schon geleisteter Arbeit) meist über Vermittlung des *sentā* refundiert werden, entsprechende Forderungen machen einen guten Teil der Arbeit des *sentā* aus (Genki Magajin Henshūbu 1989:36). Einer der Arbeiter, der nun nach Kama zurückging, wurde am selben Abend von Yakuza der Suzuki-gumi festgehalten, eingesperrt und mit Holzschwertern zusammengeschlagen. Als dies bekannt wurde, entschlossen sich die Tagelöhner spontan zur Gegenwehr, stürzten am darauffolgenden Morgen den Minibus der Suzuki-gumi um, zündeten ihn an, verprügelten die Gangmitglieder und zwangen den Boß zu einer Entschuldigung. Es entwickelte sich die typische gewaltsame Protestform – unorganisiert, kurzfristig, aber bei größtmöglicher spontaner Solidarisierung der *yoseba*-Arbeiterschaft. Die „Alltagsklammer“, die *yoseba*-Arbeiter bewußtseinsmäßig – über alle Hierarchisierung – zusammenhält, wird gewöhnlich mit dem Ausdruck *nakama* (= Freund, Kollege) deutlich gemacht. Tagelöhner sehen andere *yoseba*-Arbeiter vorerst als „Schicksalsgenossen“, in der kollektiven Aktion, die sich vornehmlich gegen Yakuza und Polizei (peripher auch gegen die Administration) richtet, wird dieses Bewußtsein in Kontrast zum gemeinsamen Feindbild verdichtet und aktualisiert. Der Zusammenhalt der *nakama* ist durch einen eigenen Kodex geregelt, man versorgt sich gegenseitig mit Informationen über gutbezahlte Arbeit oder gut ausgestattete *hanba*, geht gemeinsam auf die Baustelle und fühlt sich stärker, wenn man mit den Kollegen gemeinsam gegen schlechte Arbeitsbedingungen protestiert. Andere Termini für die Kollegen sind *dachi*, *tsure* oder *aibō* (Kamakyōtō und Sanya Gentōin 1974:18). Der *bōdō* 1972 war Ausgangspunkt der Gründung der Organisation Bōryoku Tehaishi Tsuihō Kamagasaki Kyōtō Kaigi (kurz Kamakyōtō), die sich, wie ihr Name sagt, zum Ziel setzte, gewalttätige *tehaishi* (sprich Ya-

kuza) durch gemeinsamen Kampf aus Kama zu vertreiben. Die „Vertreibung“ der Suzuki-gumi blieb als „großer Sieg“ in Erinnerung, wenngleich sie nur partiell gelang, zumal dieses Syndikat nach Namensänderung wieder in Kamagasaki aktiv wurde. Auch heute managen viele Yakuza als legale Basis ein Bauunternehmen, die Verflechtung Yakuza-Legalbusiness wird hier wie in anderen Sektoren transparent. Am strukturellen Problem *tehaishi* hat sich ebenfalls wenig geändert. Die Kamakyōtō wurde allerdings Ausgangsort gewerkschaftlicher Tätigkeit, die zu wesentlicher Verbesserung der Lebens- und Arbeitssituation der Tagelöhner führte. Für die *hiyatōi* war das neu erstarkte Selbstbewußtsein leitend, daß es sich bei Kama um „ihre Stadt“ handelt. Die Presse startete damals eine Kampagne, mit der sie den *bōdō* als Aktion der radikalen Roten Armee Japans „neutralisierte“ und damit den grundlegenden Alltagsproblemen der *hiyatōi* kein Augenmerk schenkte. Alle diese Elemente wurden in analoger Form beim *bōdō* '90 wieder ablesbar (zum *bōdō* 1972: Kamagasaki Shiryō Sentā 1988:1–4).

Heute sind in Kamagasaki drei Gewerkschaften aktiv: Zenkōwan (= Zennihon Kōwan Rōdō Kumiai), gegründet 1969 als Gewerkschaft der Hafen- und Dockarbeiter, die damals das größte Kontingent der Tagelöhner stellten. Zenkōwan organisiert heute „reguläre“ und „irreguläre“ (temporäre) Arbeiter und stellt den Anspruch, Antagonismen der Arbeitswelt auch bei unterschiedlichen Anstellungsverhältnissen innerhalb einer Gewerkschaft zu lösen. Sie steht somit im Gegensatz zur Kamanichirō (= Kamagasaki Hiyatōi Rōdō Kumiai), die nur Tagelöhner einbindet und bis heute mit klassenkämpferischem Impetus die Situation der *yoseba*-Arbeiter in Kama durch Strukturumwälzung zu verbessern versucht. Die Kamagōdō (= Kamagasaki Chiiki Gōdō Rōdō Kumiai) splitterte 1981 von der Zenkōwan ab und wurde von Inagaki Hiroshi gegründet, der eine umfassende Gesetzgebung zum Schutze der *hiyatōi* fordert. (Ich beziehe mich im folgenden auf meine Interviews mit Yamada Minoru von Kamanichirō und Nozaki Ken, dem Generalsekretär der Zenkōwan vom 18. Dezember 1990). Alle drei Gewerkschaften haben etwa zwei Dutzend „Aktivisten“, die die anfallende Arbeit leisten, und einige hundert Mitglieder. Sie geben an, mehrere tausend Arbeiter für ihre Anliegen und Streiks mobilisieren zu können.

Yamada nennt als eines der Großziele seiner Gewerkschaft, die gesamte Struktur der *yoseba* (nach ihm „ein Gefängnis ohne Mauern“), das Subkontraktssystem der Bauwirtschaft und die Verflechtung zwischen Administration, Polizei und Yakuza ändern zu wollen. Im Soziolekt heißt das „repressive Dreieck“ *gyōsei* (Verwaltung), *porikō* oder *satsu* (Polizei) und *yāsan* (Organisiertes Verbrechen). Solange der Gutteil der Arbeit über *nin-pudashi* der Yakuza vermittelt wird, habe das sentā lediglich Alibifunktion.

Das Grundproblem der mehrstufigen Bauauftragsvergabe über Subkontraktfirmen sieht Yamada darin, daß die Kosten nach unten delegiert und am Hierarchieende eingespart werden, also vor allem die Tagelöhner (Personalkosteneinschränkung, Überstundenzwang usw.) treffen oder durch Niedrighalten der Materialkosten oder Umgehung von Bauvorschriften zu „schlampiger“ Arbeit (*tenuki kōji*) führe, was Unfälle und Verletzungen der Tagelöhner nach sich ziehe. Heftige Vorwürfe erhebt er gegen die Polizei, die *yoseba*-Arbeiter nur als potentielle Delinquenten wahrnehme und unter Vorwänden wie Ernüchterungsverwahrung (*deisui hogo*) sofort Verhaftungen durchführte, was häufig zu Mißhandlungen im Polizeigefängnis (*daiyō kangoku*) führe. Zudem wird das Tagelöhnerviertel über siebzehn an strategischen Punkten (Parks, Kreuzungen) installierte Videokameras observiert. Die Monitoren und die „Mammutpolizeistation“ wurden nach periodischen *bōdō* in den sechziger Jahren zur „Sicherung der öffentlichen Ordnung“ (*chian taisaku*) eingerichtet. Der Gewerkschafter Inagaki strengt gegenwärtig einen Prozeß zur Beseitigung der Kameras an, nachdem er am 31. März 1988 eine Beschwerde bei der Rechtsanwaltsvereinigung in Ōsaka wegen Menschenrechtsverletzung einbrachte. Weiters patrouillieren Polizisten in Zivil (im Argot: *deka*) im Viertel, beobachten allmorgendlich die Bewegungen bei der Arbeitsanwerbung und nisten sich zur „Informationsgewinnung“ in *hanba* ein. Laut Polizei sollen viele gesuchte (Klein-)Kriminelle in *yoseba* untertauchen. Nakajima erzählte mir, versierte Tagelöhner hätten einen „Instinkt“ und könnten *deka* an ihrem Habitus und ihrem „weichen Blick“ schnell identifizieren, dennoch führe diese undercover-Arbeit dazu, daß selbst beim abendlichen Umtrunk Mißtrauen und Vorsicht vorerst die Interaktion mit Unbekannten dominieren. Yamada beschwerte sich auch über „Psychiatrierungspraktiken“, wobei vor allem Alkoholkranke vorschnell mit dem Etikett „psychisch krank“ versehen werden und in entsprechenden Krankenhausabteilungen landen. Heute gibt es für Tagelöhner, was Krankenversicherung betrifft, diverse Möglichkeiten und kostenlose Behandlung (das Ōsaka Iryō Sentā, eine städtische medizinische Betreuungsinstitution wird täglich von 200–300 Patienten aufgesucht), nach Yamada aber sei die Art des Umgangs mit *hiyatoi* diskriminierend und die Behandlungsmethoden defizitär. Ihm zufolge ist die Einrichtung diverser Verwaltungsinstitutionen Anfang der siebziger Jahre auf der Linie *chian taisaku* zu sehen und hat nur zu punktueller Verbesserung der Lebenssituation der Tagelöhner geführt. Im Airin Rōdō Fukushi Sentā („Arbeits- und Wohlfahrtszentrum“, kurz *sentā*) werden die *tehaishi* registriert und somit bei Problemen greifbar. Daneben gibt es Beratung puncto Arbeit, Gesundheit, Versicherung und Lebensproblemen (allerdings nur für die weniger werdenden Inhaber eines *techō*). Das Airin Rōdō Kōkyō Shokugyō Anteisho (kurz *shokuan*; wörtlich: „Öffentli-

ches Arbeits- und Berufssicherungsamt“, Arbeitsamt also) zahlt saisonal schwankend täglich zwischen 2.500 bis 3.000 Tagelöhnern das Tagesarbeitslosengeld aus. Im Shiritsu Kōsei Sōdansho (Städtische Sozialberatungsstelle) werden Leute auf Arbeitsunfähigkeit diagnostiziert, die dann Anspruch auf circa 80.000 Yen Sozialhilfe (*seikatsu hogo*) pro Monat haben. Im Winter, vor allem um die Jahreswende, wenn an den Neujahrsfeiertagen keine Arbeit zu haben ist, werden von der Stadt provisorische Übernachtungsmöglichkeiten (*rinpaku*) geboten, die einigen tausend Arbeitern Platz geben. Viele werden aber abgewiesen, weil sie Alkohol konsumiert haben oder nicht die nötige Bedürftigkeit aufweisen. Diese *rinpaku* gehen auf die Initiative der Kamanichirō und christlicher Organisationen zurück, die in den siebziger Jahren im Sankaku-kōen („Dreieckspark“), dem Kommunikationszentrum und Treffpunkt der *yoseba*-Arbeiter in Kama, vor allem an arbeitsfreien (oder -losen) Tagen, ein Zeltlager errichteten, das damals noch gewaltsam von der Polizei geräumt wurde. Bis heute gilt „*ettō* ohne Tote wegen Erfrierens im Freien“ (*ettō* = „der Kampf um das Überleben in der Wintersaison“) als Parole für Kamanichirō und christliche Organisationen, die in Kama auch warmes Essen ausgeben (*takedashi* genannt) und auf abendlichen Rundgängen obdachlose, meist wegen Krankheit oder Verletzungen arbeitsunfähig gewordene Tagelöhner mit heißem Tee und Decken versorgen (dazu auch Genki Magajin Henshūbu 1989:96–101). Yamada schätzt vor allem die Maßnahmen der „Verwaltung“ als Symptomkur ein, die die Gesamtstruktur der *yoseba* unberührt lassen und dazu dienen, die Arbeiter mit sozialen Kleingratifikationen zu „pazifizieren“. Neben der verstärkten polizeilichen Kontrolle läge hierin der wesentliche Grund, warum seit 1973, nach Jahren in denen permanent *bōdō* stattfanden (mit derselben Regelmäßigkeit und quasi als alternatives *natsu matsuiri*, wie das ein alter Tagelöhner mir gegenüber ausdrückte), keine *bōdō* mehr ausbrachen und die Lage sich (scheinbar) stabilisierte.

Während Yamada, noch dem „alten“ *yoseba*-Paradigma verhaftet, vom Slum der Ab- und Aussteiger spricht, bewegt sich die Sichtweise von Nozaki Ken entlang zweier „neuer“ Fluchtlinien: Die optische Erneuerung von Kamagasaki („früher war alles einfach, da konnte man sagen: Kama ist ein Slum, das ‚Ganz unten‘ Japans. Das greift heute zu kurz“) und die damit einhergehende Polarisierung der Arbeiter in Arme und „Reiche“. Alte und billige *doya* aus den fünfziger Jahren in der Preiskategorie von 330–390 Yen pro Nacht werden nach und nach abgerissen und durch teure „Business-Hotels“ ersetzt. Besonders die besser verdienenden Handwerker und junge Arbeiter sähen ihren Stolz darin, in schicken Hotels zu übernachten, was zu einer guten Belegung dieser führe. Das Aspirationsniveau der Arbeiter ist gestiegen: Sie wollen schallisolierte Einzelzimmer mit Satellitenfernsehen, Kühlschrank und Telefon bewohnen. Auf der an-

deren Seite fallen die Stütz- und Fluchtpunkte für billiges Übernachten immer mehr aus.

Heute braucht man zum Überleben in Kama schon ein gewisses Einkommensniveau, und Nozakis Befürchtungen gelten den Alten, Kranken und Schwachen, die sich diesen neuen Lebensstandard nicht mehr leisten können. Dabei liegt das Durchschnittsalter der *hiyatoi* in Kamagasaki bei 51 Jahren. Die „Dualstruktur“ zwischen „Begüterten“ und „Armen“ wird markanter. Zudem wurde Kama zum ersten Mal für „Kapital von außen“ interessant, neue Hotelketten (mit dubiosen Investitionen von Yakuza) entstehen, der „Boden“ bekommt plötzlich Wert und Nozaki macht sich Sorgen, ob es nicht zu einer indirekten „slum-clearance“-Aktion kommen könnte, die alle „Verlierer“ aus Kama hinauswerfen würde. „Bislang war Kama der Zufluchtsort für alle Gescheiterten und Habenichtse. Was passiert in Zukunft mit denen, die nicht mehr durch anstrengende Arbeit das überlebensnotwendige Einkommen erreichen?“ In der Tat kann man heute viele sechs-, siebenstöckige Business-Hotels in Kama sehen, mit Cafeterias, Wäschereien, Restaurants, Bars oder Büros im Erdgeschoß. Jedes zweite der etwa 200 *doya* wird heute der Kategorie „Business-Hotel“ zugeordnet. Galt für Tagelöhner bislang die Alltagsregel, das Geld für die Übernachtung (*doyadai*) solle nicht ein Zehntel des Tageslohnes überschreiten, so wird dies zunehmend schwieriger (Nakajima 1990:113). Heute kostet eine Übernachtung durchschnittlich 2.000 Yen, aber selbst Kategorie A-*doya* für 4.200 Yen die Nacht sind entstanden. Manche *doya*-Besitzer inserieren inzwischen in englischsprachigen Zeitungen, so daß junge Amerikaner, Kanadier, Neuseeländer oder Australier, darunter auch Frauen, die in *doya* übernachten, zum gewohnten Bild in Kama wurden. Selbst Angestellte (*sarariman*), die nur einige Tage in Ōsaka weilen, sollen mittlerweile vom verkehrsgünstig gelegenen und billigen Kama Gebrauch machen (dazu auch Asahi Shinbun, 15. Nov. 1990, S. 28 und 23. April 1990, S. 13). Das billigste *doya*, das ich besichtigte, das knapp nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut wurde und den ersten Renovierungsboom im Kama der siebziger Jahre überlebte, war noch in alter Bauweise erhalten: etagenbettartige, mit einer Leiter verbundene kleinste „Zimmer“ übereinander, eine Nacht kostete 390 Yen (diese *doya* heißen bei den Tagelöhnern *kaikodana* = Seidenraupenregale).

Die neuen *doya* haben auch Einfluß auf den Lebensstil der *yoseba*-Arbeiter: Nachdem Übernachten in Einzelzimmern normal wurde, leidet die abendliche Kommunikation untereinander und die Isolationsgefühle können nur beim gemeinsamen Trinken gedämpft werden. Beim Freizeitverhalten zeigt sich, daß nach Pachinko (39,9 %) Fernsehen (29 %) als häufigste Freizeitbeschäftigung genannt wird, des weiteren Wettspiele, Lesen, Spazieren, Trinken (interne Erhebung des *sentā*, die mir Arimura zeigte).

Erst seit ein paar Jahren kann man sogar Tagelöhner beobachten, die eine Art Minigolf im Sankaku-kōen spielen. Abbruchsarbeiter (*kaitaiya*) haben Golfschläger in den abzureißenden Häusern gefunden und nach Kama gebracht, nun spielen sie mit kleinen Wetteinsätzen auf die Schlaganzahl im Park „Golf“. Selbst am Morgen bei der Arbeitsanwerbung sah ich einen Tagelöhner, der die eigentlich für eine andere Sozialschicht als typisch assoziierte, imaginäre Golfabschlagsbewegung ausführte. Laut Arimura soll heute sogar eine Minorität von *hiyatoi* nach der Arbeit und Rückkehr ins *doya* sich umziehen und mit dem Taxi ins Vergnügungsviertel Minami in Ōsaka zum Trinken fahren. Dieser Lebensstil und die teuren Übernachtungen bedingen allerdings regelmäßige, gut bezahlte (= qualifizierte) Arbeit; im Zusammenhang mit der restriktiven Neuvergabe von *techō* läßt sich hier ein Einbindungsmechanismus ablesen, der *hiyatoi* zunehmend eine „industrielle Arbeitsmoral“ aufzwingt. Dies, obwohl mehr als ein Drittel der 55- bis 59jährigen Tagelöhner und 86,7 % der über 60jährigen angeben, leichte Arbeit bei weniger Lohn einer schweren für mehr Geld vorzuziehen (Daten von Arimura).

MOTIVLAGE FÜR „HISTORISCHE“ BŌDŌ

Der erste *bōdō* in Kamagasaki entwickelte sich im August 1961, als ein 62jähriger Arbeiter nach einem Verkehrsunfall von der Polizei als „Leiche“ behandelt und von ihr – statt sofort einen Krankenwagen zu rufen – liegen gelassen wurde. Der Arbeiter starb am Unfallort. Dies wurde zum Anlaß eines Massenprotests, der vier Tage lang dauerte und mit der Mobilisierung von 11.000 Polizisten (davon 6.000 aus der Spezialeinheit) gegen etwa 5.500 Arbeiter beantwortet wurde. Dabei gab es damals noch eine „Nebenfront“ gegen Yakuza der Yamada-gumi. Nach diesem ersten *bōdō* gab es in Sanya und Kamagasaki insgesamt 30 weitere „Aufstände“, die wie eine „regelmäßige Veranstaltung“ durchgeführt wurden. Ihr gemeinsamer Anlaß lag darin, daß ein *nakama* der Tagelöhner von der Polizei „inhuman“ oder diskriminierend behandelt wurde, was zum Protest führte. Aktivisten formulieren die Motive so: „Das ist ein Klassenkampf, in dem die unterste Arbeiterklasse ihr Bewußtsein als ‚Klasse für sich‘ zum Ausdruck bringt und die Schwachen gegen die Starken (= Macht) rebellieren. Dabei kommen die täglich erlebte Demütigung, aufgestauter Groll und Wut zum Ausbruch.“ (Kamakyōtō und Sanya Gentōin 1974:119, 120). „*Bōdō* sind spontane, radikale Reaktionen auf Ausbeutung, Sklavenarbeit, Unterdrückung und Diskriminierung, ein revolutionärer, totaler Kampf gegen den Kapitalismus. Andere Arbeiter bekommen in der Frühjahrslohn-offensive ihre ‚Zuckerchen‘, die Tagelöhner erhalten nichts, ihre einzige

Handlungsressource sind *bōdō*“ (Kamakyōtō und Sanya Gentōin 1974:14, 15). Da in den *yoseba* täglich Gewalt herrsche, könne der Widerstand der Arbeiter nur über gewalttätige *bōdō* artikuliert werden. Die Antwort darauf ist Massenkriminalisierung, wobei dann Arbeiter verhaftet oder unter dem Vorwand Alkoholismus psychiatriert werden (Kamakyōtō und Sanya Gentōin 1974:208). Die ersten *bōdō* waren auch Rebellion gegen untragbare Arbeitsbedingungen, festgemacht an Schlagwörtern wie *pinhane* (Prellen um Lohnanteile) und *takobeya* (Genki Magajin Henshūbu 1989:28). Ein *bōdō* eruptierte, als ein *ninpudashi* Arbeiter, die auf der Ladefläche eines Lastwagens mitfuhren und nicht aussteigen wollten, kurzerhand durch mechanisches Heben der Ladefläche „ablud“. „Der dachte einfach, wir seien keine Menschen!“ (Genki Magajin Henshūbu 1989:22). 1965 brach ein *bōdō* los, weil ein Arbeiter unter falschem Verdacht von der Polizei geschlagen wurde. Die Arbeiter, die über die Zeitung vom *bōdō* erfuhren, verließen einfach ihre Baustellen (oder *hanba*) und fuhren nach Kama, um am Protest partizipieren zu können (Genki Magajin Henshūbu 1989:23). Der *bōdō* gegen die Suzuki-gumi 1972 wurde als „Explosion gegen Yakuza, Kapitalisten, Verwaltung und Polizei“ verstanden, als Protest „gegen die Beherrschung der gesamten Lebenssphäre der *hiyatoi* und als Bewegung, dieses Herrschaftsverhältnis umzukehren.“ (Kamakyōtō und Sanya Gentōin 1974:35). Nach zehn Jahren Kampf antwortete die Verwaltung mit der Gründung des *sentā* und dem neuen Euphemismus „Airin“ für Kama (Genki Magajin Henshūbu 1989:86–89; hier auch zum ersten *bōdō* 1961). *Bōdō* sind also nicht an einem Einzelereignis, das zu spontanem Aufruhr führt, festzumachen (wohl aber ihre Anlässe), sondern sind strukturell in der täglichen Frustration und erlebten Machtlosigkeit der *hiyatoi* angelegt und ein Protest gegen die gesamte Lebensstruktur, die Tagelöhnern zugemutet wird. Das entsprechende Bewußtsein wird wiederkehrend mit dem Slogan „*ningen atsukai sarete inai*“ („wir werden nicht als Menschen behandelt“) beschrieben.

DER BŌDŌ '90

Ein „kleiner“ Anlaß, der mit anderen Momenten (längere arbeitsarme Phase wegen Taifunperiode, d. h. kein Geld und entsprechende Frustration, Demonstrationsvorbereitungen gegen die Nachfolgezeremonien des Teno, laufender Prozeß wegen der Überwachungsmonitoren, Bestechungsskandal) zeitlich koinzidierte, führte zum Ausbruch eines *bōdō* nach 17 Jahren „Ruhe“. Ein im Freien übernachtender Arbeiter, der mit seinem Hund unterwegs war, hielt eine Tirade gegen die Inthronisierungsrituale des neuen Kaisers, als ein Polizist in Zivil zu den umstehenden Zuhörern

stieß und prompt vom Hund des Redners gebissen wurde. Der Beamte wollte daraufhin den Hundebesitzer abführen, was den lauthals vorgebrachten Protest der herumstehenden Arbeiter hervorrief, die sofort vermuteten, es handle sich um eine illegitime Festnahme. Es war gegen 17.30 h, die Zeit also, zu der die ersten Arbeiter von der Baustelle zurückkommen. An diesem Dienstag, dem 2. Oktober, kamen sie mit der Abendausgabe ihrer Zeitung unter dem Arm, die in dicken Schlagzeilen über einen Korruptionsskandal in „ihrem“ Bezirk Nishinari berichtete. Sie riefen dem *deka* zu: „Ohne Grund verhaften könnt ihr so gut wie Geld von den Yakuza kassieren“ u. ä. Sie folgten dem Zivilbeamten bis zur Polizeistation, vor der in kürzester Zeit etwa 500 Arbeiter versammelt waren. Die ersten Steine flogen (eine gute zusammenfassende Deskription des *bōdō* '90 in Wada 1990, auf englisch Schofield und Kabata 1990, sowie die tägliche Berichterstattung z. B. der Asahi Shinbun vom 2. bis 7. Oktober 1990, auf die ich nur bei Zitaten explizit Bezug nehme).

Die ersten drei Tage konzentrierten sich die Printmedien auf die Bestechungsaffäre. Haga Tsutomu, seit 1985 mit Investigationen bezüglich Yakuza in der entsprechenden Abteilung vier der Polizei beschäftigt, kassierte insgesamt etwa 10 Millionen Yen von Yakuza-Bossen. Das Geld wurde auf Konten mit falschem Namen überwiesen oder in bar in Kaffeehäusern ausbezahlt. Die Yakuza-Bosse (Aoki Katsumi und Watanabe Kiyotsugu), deren Organisationen an das größte Syndikat in Japan, die Yamaguchi-gumi, affiliert sind, betrieben illegale Wetten bei Rad- und Bootsrennen. Im Gegenzug zur Auszahlung des Polizeioffiziers (*junsachō*) Haga erhielten sie Vorwarnungen bei Razzien und Hausdurchsuchungen. Haga galt unter seinen Kollegen als zuverlässiger Veteran, wenngleich sein pompöser Lebensstil (Golfspiel, Essen in Luxusrestaurants, neues Auto und Haus) auffiel. Er selbst war geständig und gab an, wegen der Kredite für sein Haus, vor allem aber zur „Informationsgewinnung“ die sich monetär niederschlagenden Kontakte zu den Yakuza-Bossen gepflegt zu haben. Der Leitartikel der Asahi Shinbun vom 4. Oktober 1990, S. 3, spricht die Gemütslage der *yoseba*-Arbeiter aus: „Das Geld, das wir schwitzend verdienen und von dem uns Anteile von den Yakuza abgenommen werden, fließt weiter an die Polizei“, das führte zum Ausbruch der täglich erlebten Unzufriedenheit. Darin wird wie auch bei späteren Artikeln (z. B. Asahi Shinbun, 26. Oktober 1990, S. 3) die strukturelle Verflechtung zwischen Polizei und Yakuza problematisiert, die unter dem Schlagwort *jōhō sōsa* festgeschrieben wird. Dabei handelt es sich um Kontaktpflege der Polizei mit (der unteren Hierarchie der) Yakuza, um sich über organisationsinterne Bewegungen am laufenden zu halten. Haga soll auch *hiyatoi*, die Beziehungen zur Yakuza-Szene haben, Geld zur Informationsbeschaffung weiterbezahlt haben.

Der Unmut der Tagelöhner richtete sich vorerst gegen die Polizei (von der sie wie von der Yakuza alltäglich kontrolliert werden). „Wieviel habt ihr kassiert?“, „Der Stationschef soll herauskommen und sich entschuldigen“, „Uns behandelt ihr wie Hunde, aber selbst laßt ihr es euch gut gehen“, „Ihr seid nicht besser als die Yakuza“, „Steuerdiebe“ u. ä. riefen sie den in Stellung gegangenen Polizeibeamten der *kidōtai* zu (*kidōtai* = mobile Spezialeinheit, am besten mit „riot police“ oder mit „Sonderpolizei“ wiedergegeben, die schwer ausgerüstet mit Schilden, Helmen und Schlagstöcken bewaffnet ist).

Ich war am Dienstag, Mittwoch, Freitag und Samstag, als die Krawalle allmählich abflauten, jeweils abends bis nach Mitternacht Augenzeuge des *bōdō*. Die ersten zwei Tage bewegte ich mich vornehmlich in der Menge der Arbeiter, Freitag abends mischte ich mich unter die Journalisten, die hinter den Linien der *kidōtai* standen, um „in Sicherheit“ Fotos schießen zu können. Das offene Tragen einer Kamera war für Leib, wenn auch nicht für Leben, gefährlich; ich sah mehrfach, wie Journalisten und andere Leute (auch eine Frau), die fotografierten, tätlich angegriffen und verprügelt wurden, weil die Tagelöhner Angst hatten, daß „ihr“ Bild an die Polizei gehen könnte.

Am ersten Abend versammelten sich circa 1.000 Arbeiter, warfen Steine, leere Flaschen, schlugen Scheiben von (Polizei-)Autos ein, türmten Fahrräder aufeinander und zündeten diese an. Es waren meist nur ein paar Dutzend Tagelöhner wirklich „aktiv“, die alle möglichen greifbaren Gegenstände (auch Fahrräder und Pflastersteine) in Richtung Polizei warfen. Das Gros der Tagelöhner demonstrierte mit (passiver) physischer Gegenwart und verbaler Unterstützung der „Aktivisten“. Der eine oder andere äußerte seinen Unmut mit vielleicht einem einzigen Wurf einer Sake-Flasche, die er gerade ausgetrunken hatte.

Dabei entwickeln *bōdō* eigene Regelabläufe: am nächsten Morgen wird es ruhig, die *yoseba*-Arbeiter fahren zur Arbeit auf die Baustellen, nur einige hundert, die an diesem Tag keine Arbeit finden, belagern das Polizeihauptquartier, dessen Eingang von der *kidōtai* abgeriegelt wird. Abends gegen sechs Uhr, wenn die *hiyatoi* nach der Arbeit zurückkommen, gehen die Aktionen wieder los. Wenn die Zahl der sich versammelnden Arbeiter steigt, schwärmt die *kidōtai* aus und versperrt alle Zugänge Richtung Polizeistation, was unweigerlich zu mehreren „Fronten“ führt. Es kommt zu lokaler Dispersion und Brandherden (Autos, Fahrradhaufen) an mehreren Stellen. Die Straßen in Kama sind breit und gerade (nicht zuletzt wegen der besseren Kontrollierbarkeit), und die Tagelöhner stehen an mehreren Orten in 20–50 Metern Entfernung einer etwa drei- bis zehngliedrigen *kidōtai*-Einheit gegenüber. In Nebengassen wagen sich die Arbeiter auch näher heran und beschimpfen die Polizei aus kurzer Entfernung, was öfter

dazu führt, daß (besonders betrunkene, unvorsichtige) Arbeiter von etlichen *kidōtai*-Angehörigen ergriffen, zu Boden gerissen, geschlagen und getreten werden, bevor sie abgeführt werden.

Die *yoseba*-Arbeiter verstanden die Wirkung einer polizeilichen Mobilisierung klar und schrien der *kidōtai*-Truppe zu: „Weil ihr hier herumsteht, werden wir provoziert. Geht nach Hause. Solange ihr da seid, randalieren wir!“ Die *kidōtai* wurde in ihren hinteren Reihen von Koordinatoren, die per Funk Verbindung hatten, gelenkt und machte periodisch „Ausfälle“, wobei sie im Laufschrift vormarschierte und die Arbeiter zurückdrängte. Wer dabei auf der Strecke blieb oder hinfiel (häufig alte, alkoholisierte Arbeiter), war der brutalen Gewalt von einem halben Dutzend *kidōtai*-Leuten ausgesetzt. Selbst im Fernsehen konnten die Szenen gesehen werden, in denen Arbeiter, niedergeknüppelt und am Boden liegend, auf den Kopf getreten wurden – meist wurden diese Aufnahmen kommentarlos als gegeben betrachtet. Die Gewalttätigkeit der *kidōtai* wurde von den Tagelöhnern mit speziellen Ausdrücken belegt, die sie den *kidōtai* ins Gesicht schrien: „Ihr seid brutaler als Yakuza. *Kokuei bōryokudan. Hi no maru bōryokudan!*“ (*Bōryokudan* heißt eigentlich: „gewalttätige Gruppe“ und ist eine seit den sechziger Jahren gängige Vokabel der Polizei für Yakuza, wird aber auch für linke Extremisten (*sayoku bōryokudan*) verwendet, die Schimpfwörter der *hiyatoi* bedeuten etwa: „staatlich organisierte Verbrecher, organisierte Verbrecher unter japanischer Flagge“).

Am zweiten Abend standen einander etwa 1.400 *yoseba*-Arbeiter und 1.500 *kidōtai*-Angehörige gegenüber. Die ersten gepanzerten Wagen mit Wasserwerfern waren im Einsatz. Die Spirale der Gewalt eskalierte deutlich durch den polizeilichen Großeinsatz. In die Menge der *yoseba*-Arbeiter mischten sich Zivilpolizisten, vornehmlich zur Erfassung der aktivsten Stein- und Flaschenwerfer. Ich erlebte knapp zwei Meter neben mir, wie ein Funkgerät piepste, die *hiyatoi* schrien „*deka, deka*“, und Dutzende von ihnen prügeln erbarmungslos auf ihn ein. Auch aus den *doya*, die als Beobachtungsstation dienten, wurden *deka* herausgezerrt und niedergeschlagen. Die ganze Wut über die alltäglich erlebte Kontrolle entlud sich hier in physischer Gewalt.

Auch Journalisten wurden beschimpft und mit Steinen beworfen. „Kommt an normalen Tagen und macht dann Aufnahmen von unserem Hundeleben. Die ganze Zeit interessiert sich kein Mensch für unser jämmerliches Dasein, jetzt kommt ihr plötzlich daher, weil es action gibt!“ lauteten in etwa die Kommentare der aufgebrachtten *yoseba*-Arbeiter.

Am Donnerstag brannte ein Bahnhof (Minami Kasumichō) einer kleinen Privatbahn, Autos wurden aufgehalten und umgestürzt, Getränkeautomaten zerstört und ein Supermarkt (außerhalb des *yoseba*) geplündert. Die Tagespresse wandte ihren Fokus von da an den Tätern dieser destruk-

tiven Aktionen zu: junge Mittel- und Oberschüler, Punks, *bōsōzoku*-Angehörige (Motorradbandenmitglieder). Mehrere Tagelöhner versicherten mir, sie würden nie im Leben wegen ein paar Hundert-Yenstücken ihre Getränke- und Zigarettenautomaten knacken, schließlich bräuchten sie diese für ihren täglichen Konsum und dies sei eindeutig unter ihrer Würde. Auch der Bahnhof sei ein wichtiges Lebenszentrum für sie (zudem gebe es dort die besten *sushi* der Umgebung). Von diesem Bahnhof aus fahren viele *yoseba*-Arbeiter zur Arbeit, sie würden ihn nie demolieren. Der Supermarkt wäre so weit weg und würde selten von Tagelöhnern frequentiert, viele wüßten nicht einmal von seiner Existenz, geschweige denn kämen sie auf die Idee, ihn zu plündern, das hätten sie nicht nötig.

Freitag abend kam es zum letzten Höhepunkt, 1.600 Arbeiter „gegen“ 2.500 Polizisten (inklusive „Zivile“). An sechs Stellen brannten Autos und Fahrräder. Junge Leute (keine *yoseba*-Arbeiter) warfen in „professioneller“ Manier Molotow-Cocktails, ihre Gesichter ver mummt, gekleidet in Kampfanzüge. Sie zogen sich aber den Unmut der *hiyatoi* zu: während sie an den ersten Tagen von ihnen noch angefeuert und ermuntert wurden, die Polizei mit Steinen zu bewerfen, hieß es jetzt: „Geht nach Hause. Das geht euch nichts an, dies ist unser Aufstand. Wollt ihr Kamagasaki völlig kaputt machen. Wir leben hier, wenn das so weiter geht, haben wir bald keine Arbeit und kein Geld mehr!“ Genau dieses Moment wurde durch die Medienberichterstattung unterschlagen, die sich zunehmend auf die jungen Leute konzentrierte. In der Tat eskalierte der *bōdō* aufgrund ihrer Aktionen. Alle früheren *bōdō* hingegen wurden ausschließlich von *hiyatoi* inszeniert, weshalb es sich um ein erklärungsbedürftiges Phänomen handelt. Die Überzeichnung der Beteiligung von Jugendlichen verdeckt aber die Grundstruktur der Probleme der *yoseba* und lenkt von den Hauptakteuren – den *yoseba*-Arbeitern – ab, die mit dem *bōdō* ihre Rechte einforderten (vgl. auch Arimura 1990).

Am Samstag beruhigte sich die Lage, nur ein paar hundert Arbeiter demonstrierten noch, am Sonntag begannen *doya*-Besitzer und Lokalmanager die Straßen aufzuräumen, in der nächsten Woche wiesen nur noch ausgebrannte Autos und verkohlte Fahrräder auf den *bōdō* hin. Das Leben im *yoseba* nahm wieder seinen gewohnten Lauf. Nicht ganz. Ein Arbeiter erzählte mir und Herrn Arimura in meiner Stammbaar in Kama, daß er während des *bōdō* auf eine Baustelle ging und mit seinen Kollegen hinter dem Rücken des *oyakata* laut bemerkte: „Die *hanba* dieser Firma hat auch einen schlechten Ruf, die Baracken werden wohl angezündet werden.“ Daraufhin soll der sonst geizige Boß schleunigst Kaffee ausgegeben haben. Mittags spendierte er eine Runde Bier und um drei Uhr nachmittag schickte er die Arbeiter bei vollem Lohn nach Hause. „Normalerweise müssen wir bis zur letzten Minute schinden. Ein *bōdō* hat eine tolle Wir-

kung. Sollten wir eigentlich alle paar Jahre machen.“ Allgemein soll sich die Haltung der Bauherren wenigstens kurzfristig hin zu Freundlichkeit und wohlwollendem Umgang geändert haben. Die Schadensbilanz des *bōdō* zeigt aber, daß die *hiyatoi* für diese Kurzzeitwirkung einen hohen Preis bezahlten: vom 2. bis 7. Oktober gab es 55 Verhaftungen (darunter auch jugendliche Nicht-*yoseba*-Arbeiter), offiziell 189 Verletzte (davon 149 Polizisten), laut einer Schätzung der Kamanichirō dagegen gab es wenigstens 250 verletzte Arbeiter (Wada 1990:162), 106 zerstörte Verkaufsautomaten, ca. 500 verbrannte Fahrräder und 45 demolierte Autos. Nachdem sich die Lage in Kama wieder beruhigt hatte, wurden Spekulationen geäußert, die diesen gewaltsamen Ausbruch im „prosperierenden, friedlichen und harmonischen“ Japan der heutigen Zeit zu erklären suchten.

TENTATIVE ERKLÄRUNGSANSÄTZE FÜR DEN BODŌ 1990

Der *bōdō* '90 hat eine klar identifizierbare, „traditionelle“ Anlaßstruktur (Abführen eines Tagelöhners durch einen Zivilpolizisten, Koinzidenz mit medialer Aufdeckung eines Korruptionsfalles) und richtete sich gegen die alltäglich als repressiv erlebte Kontrollinstanz Polizei und deren „gewalttätige Tyrannei“, die sich in sofortigem Arrest wegen Bagatellen, den Überwachungsmonitoren und der Alltagstheorie der Polizei manifestiert, die die *yoseba*-Arbeiter als „Reservearmee von Kriminellen“ stigmatisiert (Koyanagi 1990b:61, 62, 66). Die „Verwaltung“ in Kama zeichne sich durch Abwesenheit griffiger Maßnahmen für die dort lebenden Menschen aus und sei der Polizei überlassen, die unter dem Titel *chian* (öffentliche Sicherheit) anfänglich gewerkschaftliche Aktivitäten unterband und bis heute die Arbeiter streng observiert. Gegen die Yakuza, die mit allgegenwärtiger Visibilität in Kama Glücksspiele betreibt, geht die Polizei zunehmend laxer vor: Die polizeiliche Kriminalstatistik wies 1978 für Kama noch 111 aufgedeckte Fälle illegalen Glücksspiels (bei 448 Tatverdächtigen) aus, 1988 waren es nur noch fünf Fälle bei neun Verdächtigen (Koyanagi 1990b:65). Ein Tagelöhner drückte seine Gefühle mir gegenüber so aus: „Wozu sind die Kameras da? Das Würfelspiel kann die Polizei überall beobachten, aber sie unternimmt nichts dagegen. Wenn dagegen ein paar Tagelöhner betrunken und laut sind, dann geht sie sofort auf uns los.“ Korruption wird in Kama allgemein als jedem bekannt angesehen, im vorliegenden Fall ist sie nur wie die viel strapazierte Spitze des Eisberges aufgetaucht, medial groß aufbereitet worden und vom finanziellen Umfang her außergewöhnlich hoch ausgefallen. Ein paar Zehntausend-Yen-Scheine in Zeitschriften eingelegt gingen oft von Yakuza an die Polizei (Okei 1990:26. Dieser Artikel konzentriert sich auf das Phänomen Beste-

chung und die Yakuza-Polizei-Verflechtung). Ein mir bekannter Yakuza, der in Kama tätig ist, schilderte die Situation aus seiner Warte noch drastischer: im Grunde würden sie, die Yakuza, von der Polizei „erpreßt“ (*kyōkatsu sarete iru*) und oft mehr oder minder genötigt, Polizeibeamte zum Essen und Trinken einzuladen oder ihnen kleine Aufmerksamkeiten in Form von Geschenken zu erweisen, um ohne Intervention ihren Geschäften nachgehen zu können. Dieser Yakuza, eigentlich ein *tekiya* (= Standbudenverkäufer) und *kumichō* (Boß) einer kleinen Gang, ist stolz darauf, ausschließlich Leute aus Okinawa in seiner Organisation versammelt zu haben und bis heute autonom (= *ippondachi*) zu agieren.

Für Arimura lag der Grund für den *bōdō* darin, daß im „neuen“ Kamagasaki (architektonische Kosmetik, viele „Neuankömmlinge“) gegen zwei „alte“ Strukturen (manifest in der hohen Präsenz der Polizei und Yakuza) opponiert wurde. Für ihn lag der *bōdō* „im Trend der Weltereignisse“, zumal die *yoseba*-Arbeiter (viele mit urbanem, „bürgerlichem“ Vorleben) durch hohe Informiertheit (Nachrichtensendungen über TV in den *doya*, Zeitungs- und Magazinlektüre) genau über den Umbruch in Osteuropa, Menschenrechtsbewegungen, Anti-Apartheid-Kampf etc. Bescheid wissen und auf Diskriminierungen in vermehrtem Maße sensibilisiert reagierten (vgl. Arimura 1990:12).

Der *bōdō* '90 war „im Grunde ein Kampf um Menschenrechte“ (Nishio-ka 1991:81), eine „Deklaration, daß *yoseba*-Arbeiter Menschen sind“ (*nin-gen sengen*; Wada 1990:112) – Interpretationsmuster, die für frühere *bōdō* analog gelten. Bemerkenswert und „neu“ am *bōdō* '90 war die Beteiligung Jugendlicher, die ansonsten mit dem *yoseba* keinen Kontakt haben. Der Gewerkschafter Nozaki meint dazu, daß die alte „psychische“ Mauer um Kama durchbrochen wurde, die bislang das Viertel mit einer Aura der Gefährlichkeit umschloß. Die jungen Leute handelten im Bewußtsein, es ginge um Ungerechtigkeit in „ihrer“ Stadt Ōsaka, nicht um eine solche im segregierten „Ghetto“ oder „Slum“ der Tagelöhner. Der freie Journalist und Oberschullehrer Gōda Hajime, der mir zu Hilfe kam, als ich beim Fotografieren von einem *kidōtai*-Angehörigen tödlich angegriffen wurde, meinte, man solle daher eher von einer Ōsaka-*sōdō* (Aufruhr) als von einem Kamagasaki-*bōdō* sprechen. Er interessierte sich insbesondere für die Teilnahmemotive der „jungen Leute“, die ein disparates Spektrum von drop-outs umfaßten: Punks, *bōsōzoku*-Mitglieder, Survival-game-Anhänger, „deviante“ (*furyō*) Mittel- und Oberschüler. Die meisten von ihnen wußten über die Medien vom *bōdō* und kamen, weil es „interessant“ war und „action“ gab. Viele hätten in ihrem Alltag in Konfrontationen mit der Polizei deren Definitionsmacht und Kontrolle erlebt und dachten: „Jetzt ist eine einmalige Chance gegeben, gegen die Polizei loszugehen, zeigen wir es den ‚Bullen‘“ o. ä. Auch Äußerungen mit diskriminierendem Un-

terton waren zu vernehmen: „Kama ist eine Gegend der outlaws, da können wir sowieso randalieren und machen, was wir wollen.“

Während des *bōdō* kamen auch viele Angestellte (sogar mit Familie) „zuschauen“. Herr Gōda meinte, daß der *bōdō* expressiver Ausdruck eines diffusen Empfindens von Ungerechtigkeit war, die in Kama „mikrosozial“ manifest wurde. „Makrosozial“ zeige sich dies in der Herausbildung einer neuen Dualstruktur zwischen der Klasse der „Neureichen“ und einer solchen der (vor allem Boden-), „Besitzlosen“, die von den Möglichkeiten der ersteren, ohne harte Arbeit viel Geld zu bewegen, ausgegrenzt sei. Die Schaulustigen hätten einen sozialen Hintergrund, der ihnen Großgeschäfte verunmögliche. Immobilienhandel, Aktienspekulationen, profitäre Bodenpreistreiberei (Praktiken, die mit dem Schlagwort *zaiteku* = „Finanztechnologie“ bezeichnet werden) werden nicht nur von Yakuza, sondern eben auch von vielen Nouveaux Riches betrieben. Der Korruptionsfall in Kama sei nur ein mikroökonomischer Ausschnitt gewesen, der aber gleichsam wie durch eine Linse die Distorsionen der japanischen Gesamtwirtschaft deutlich gemacht habe. Die *yoseba*-Arbeiter hätten also quasi stellvertretend für viele latent Unzufriedene ein Gefühl der Ungerechtigkeit physisch per *bōdō* ausagiert (Gespräch mit Herrn Gōda vom 19. Dezember 1990).

AUSBLICK

Entlang der eingangs eingeführten abstrakten Charakteristika von Sozialprotesten möchte ich diese am Beispiel der *bōdō* zusammenfassend konkretisieren:

- Der *bōdō* '90 ist Ausdruck eines Umbruchs in Kamagasaki, der für die *yoseba*-Arbeiter neue Unwägbarkeiten und Zukunftsangst mit sich bringt: Immer markanter werdende Polarisierung zwischen „arbeitsfähigen“ (und zunehmend dazu „gezwungenen“) Arbeitern, die sich das teurer werdende Leben im „neuen“ Kama leisten können und denen, die durch alle (auch sozialen) Netze fallen (z. B. durch restriktivere Vergabe von *techō*, Vertreibung von Obdachlosen aus Kama ...).

- Der *bōdō* richtete sich gegen eine Instanz (Polizei), die alltäglich als repressiv erlebt wird.

- Durch das (erneute) Zutagetreten der engen Beziehungen zwischen Polizei und Yakuza wurde auch gegen die Ausbeutungsmechanismen (Arbeitsvermittlungspraxis, illegale Glücksspiele, Kreditwucher usw.) protestiert, denen die *yoseba*-Arbeiter täglich ausgesetzt sind. Der Unmut über die doppelte Kontrolle durch Polizei und Yakuza wurde aufgrund fehlender alternativer Handlungsressourcen qua *bōdō* artikuliert. Daß – im Be-

wußtsein der Tagelöhner – „indirekt“ das selbst durch Schwerarbeit verdiente Geld an die affektiv am negativsten besetzte Instanz (Polizei) floß, wurde als Gipfel des Unrechts empfunden. Hier knüpft der *bōdō* '90 an alte Motive an, die als Einforderung der „Menschenrechte“ oder „Rechte als Menschen“ der Tagelöhner beschrieben wurden.

– Der *bōdō* '90 eskalierte weniger durch die Teilnahme „junger Aussteiger“ als durch die Großmobilmachung der Polizei (und ihrer Spezialeinheiten) und deren unangemessener Gewaltausübung.

– *Bōdō* sind das „letzte“ Medium (nach *tonko*, gewerkschaftlichen Verhandlungen, Streiks), um spontan in kollektiver Aktion auf die eigene Lebenssituation aufmerksam zu machen und Rechte einzuklagen. Gemäß ihrem subkulturellen Wertesystem gelten *bōdō* mit all ihrer Gewalt unter den handelnden Tagelöhnern als legitim.

– Berichterstattung aus dem Blickwinkel des dominanten Wertemodells konzentriert sich stark auf einzelne Gewaltakte, Verletzten- und Verhaftetenzahlen und leitet somit eine „Kriminalisierung“ des Protests (und seiner Akteure) ein. Die Konstruktion von „Sündenböcken“ (im Falle des *bōdō* '90 partizipierende Jugendliche) lenkt von den Tagelöhnern ab und verdunkelt das Aufklärungspotential eines *bōdō* in bezug auf die strukturelle Alltagsgewalt in der Lebenswelt der *hiyatoi*.

– *Bōdō* in Tagelöhnervierteln sind keine exzeptionelle Erscheinung in Japan, sondern sind als *eine* Form von Protest in einem weiteren Kontext von (z. T. gewaltsamen) Protestaktionen zu sehen (z. B. Bergarbeiterstreiks, Studentenrevolte, Widerstand gegen den Sicherheitsvertrag mit den USA, Proteste gegen den Flughafenbau in Narita, Demonstrationen von Friedens- und Umweltschutzbewegungen). Sie sind somit Indiz für eine konfliktorientierte Tradition in (Segmenten) der japanischen Gesellschaft, die durch undifferenzierte Großentwürfe („Harmoniemodelle“) verdeckt wird.

– Ein *bōdō* ist keine isolierte Aktion, sondern beruht auf der Alltagswelt ihrer Akteure, die einerseits ein hohes Maß an „Autonomie“ und „Freiheit“ reklamieren, andererseits strukturellen Abhängigkeiten (Konjunkturlage, Wetter, physische Kondition usw.) ausgesetzt sind. Solange die Struktur der *yoseba* nicht radikal geändert wird (Rückzug der Kontrollinstanz Polizei, größere Transparenz der Arbeitsvermittlung und klare Garantien der Arbeitsbedingungen, umfassendere soziale Absicherung, die sich wirklich an den Bedürfnissen der *yoseba*-Arbeiter orientiert etc.), sind zukünftige *bōdō* gerade nicht mit polizeilicher Präsenz und „diktiert“ Wohlfahrt (die eine andere Form von Kontrolle einführt) zu vermeiden.

LITERATURVERZEICHNIS

- Albrecht, Peter und Otto Backes (Hg.) (1990): *Verdeckte Gewalt. Plädoyer für eine „Innere Abrüstung“*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Andō, Ken (1990): Hiyatoi rōdō taiken ruo. Bōdō kara nikagetsu. Imi o toinagara [Erlebnisreportage über die Tagelöhnerarbeit. Zwei Monate nach dem Aufruhr, dessen Sinn hinterfragend]. In: *Asahi Shinbun* (Abendausgabe), 6. Dezember 1990, 3.
- Aoki, Hideo (1983): „Yoseba“ rōdōsha o meguru sabetsu no kōzō. Ōsaka, Kamagasaki chiiki o butai to shite [Struktur der Diskriminierungen gegenüber Tagelöhnern in der Region Kamagasaki in Ōsaka]. In: *Shakai-gaku Hyōron* (Tōkyō) 33 / 4, 2–19.
- Aoki, Hideo (1984): Toshi no hyōryūsha-tachi. Nojukusha sabetsu no kōzō o megutte [Stadtstreicher. Über die Struktur der Diskriminierung von Obdachlosen]. In: *Soshioroji* (Tōkyō) XXIX,2 / 91, 1–25.
- Aoki, Hideo (1991): Kenkyū nōto. Toshi kasō kenkyū to seikatsu-shihō. Yoseba chōsa no jirei kara [Forschungsnotizen. Erforschung der städtischen Unterschicht und biographische Methode. Am Beispiel von Untersuchungen zu den Tagelöhnervierteln]. In: *Soshioroji* (Tōkyō) XXXVI,1 / 111, 117–130.
- Arimura, Sen (1987a): *Kamagasaki „doyagai“*. *Manga nikki* [Das Tagelöhnerviertel Kamagasaki. Ein Comic-Tagebuch]. Ōsaka: Nihon Kikanshi Shuppan Sentā.
- Arimura, Sen (1987b): *Kamayan hyōryū-ki. Kamagasaki „doyagai“ manga niki-pāto 2* [Geschichte über das Treiben von Kamayan. Das Tagelöhnerviertel Kamagasaki als Comic-Tagebuch, Teil 2]. Ōsaka: Nihon Kikanshi Shuppan Sentā.
- Arimura, Sen (1989): *The story of Kamayan, the poorest but happiest of Japanese. Kamagasaki (doyagai) manga nikki. 3. Eiyaku iri* [Comic-Tagebuch über Kamagasaki (Tagelöhnerviertel) 3. Mit Übersetzung ins Englische]. Ōsaka: Nihon Kikanshi Shuppan Sentā.
- Arimura, Sen (1990): „Sekai no taidō“ ga rōdōsha-tachi o tsukiugokashita [„Der Puls der Welt“ hat die Arbeiter in Bewegung gesetzt]. In: *Mainichi Shinbun* (yūkan), 19. Oktober 1990, S. 12.
- Asahi Shinbun* (Tōkyō) vom 21. September 1989 (Koyō hoken no gizō inshi. „Airin“ de demawaru [Gefälschte Beschäftigungsversicherungsmarken kursieren in „Airin“]), S. 28.
- Asahi Shinbun* (Tōkyō) (yūkan) vom 23. April 1990 (Kamayan Yangu Champion manga zasshi shinshutsu. Kensetsu rasshu haikei ni. „Doya kara hoteru e“ nyū „Kamagasaki“ egaku [Kamayan stößt in das Comicmagazin Young Champion vor. Im Hintergrund Bauboom: „von der Baracke zum Hotel“, Zeichnungen des neuen „Kamagasaki“]), S. 13.

- Asahi Shinbun* (Tōkyō) vom 4. Oktober 1990 (Keishi dekinai Airin bōdō [Der Aufruhr in Airin, den man nicht zu leicht nehmen soll]), S. 14.
- Asahi Shinbun* (Tōkyō) vom 26. Oktober 1990 (Meiwaku ippai „yuchaku no kōzō“ [Viel Ärger mit der Verflechtungsstruktur]), S. 3.
- Atteslander, Peter u. a. (1991): *Methoden der empirischen Sozialforschung*. 6. neu bearb. und erw. Aufl. Berlin und New York: de Gruyter.
- Befu, Harumi (1990): Four Models of Japanese Society and their Relevance to Conflict. In: Shmuel N. Eisenstadt und Eyal Ben-Ari (Hg.): *Japanese Models of Conflict Resolution*. London und New York: Paul Kegan, 213–238.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann (1990): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer (¹1966).
- Christian Kamagasaki Kyōyūkai (1989): *The Kamagasaki 1988*. Ōsaka: Ta-biji no Sato, Jesuit Social Center.
- Chūbachī, Masayoshi und Taira Kōji (1976): Poverty in Japan: Perceptions and realities. In: Hugh Patrick (Hg.): *Japanese Industrialization and its Social Consequences*. Berkely, Los Angeles und London: University of California Press, 391–437.
- De Barry, Brett (1988): San'ya: Japan's internal colony. In: E. Patricia Tsurumi (Hg.): *The Other Japan. Postwar Relations*. Armonk und London: M. E. Sharpe, 122–118.
- Ernst, Angelika (1986): *Japans langer Abschied von der Vollbeschäftigung. Arbeitsmarktstrukturen und Arbeitsmarktentwicklung*. Unter Mitarbeit von Renate Herold. Hamburg: Institut für Asienkunde (= Mitteilungen des Instituts für Asienkunde 147).
- Friedrichs, Jürgen (Hg.) (1973): *Teilnehmende Beobachtung abweichenden Verhaltens*. Stuttgart: Enke.
- Fukushima, Hideki (1990): Airin chiiki de shukuhaku taiken-ki [Erlebnisbericht vom Übernachten in Airin]. In: *Asahi Shinbun*, 15. November 1990, S. 28.
- Genki Magajin Henshūbu (Hg.) (1989): *Kamagasaki sutōrī* [Die Geschichte von Kamagasaki] Ōsaka: Burēn Sentā (= Genki Magajin 6).
- Girtler, Roland (1984): *Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit*. Wien, Köln und Graz: Böhlau (= Studien zur qualitativen Sozialforschung 1).
- Haferkamp, Hans (1973): Theorie und Praxis kriminalsoziologischer Forschung. In: Friedrichs 1973:9–50.
- Herbert, Wolfgang (1990): Ein Tag „ganz unten“ in Japan. In: *Japan Info* 2 (Weißborn), 14–17.
- Hosokawa, Nobumasa (1972): Hiyatoi, rinjikō, shagaikō [Tagelöhner, Vertragsarbeiter, Leiharbeiter]. In: Mahara Tetsuo u. a. (Hg.): *Gendai Nihon*

- no shakai mondai*. 2. *Sakushū to hinkon no shakai mondai* [Soziale Probleme im gegenwärtigen Japan. 2. Das Sozialproblem der Ausbeutung und Armut]. Kyōto: Chōbunsha, 120–152.
- Kamagasaki Shiryō Sentā (Hg.) (1988): *72nen Suzuki-gumi tōsō kōhan shiryō-shū* [Quellensammlung zu den öffentlichen Gerichtsverhandlungen über den Kampf gegen die Suzuki-Gang im Jahre 1972.] Ōsaka: Kamagasaki Shiryō Sentā (= Kamagasaki Shiryō 5).
- Kamakyōtō und Sanya Gentōin (Hg.) (1974): *Yararetara yarikaese!* [Wenn du angegriffen wirst, schlag' zurück!]. Tōkyō: Tabata Shoten.
- Kiso, Jungo (1986): Nihonbashi hōmen, Kamagasaki suramu ni okeru rōdō = seikatsu katei [Der Arbeits- = Lebensprozeß in der Gegend Nihonbashi, im Slum Kamagasaki]. In: Sugihara Kaoru und Tamai Kingo (Hg.): *Taishō Ōsaka suramu* [Slums im Ōsaka der Taishō-Zeit]. Tōkyō: Shinhyōron, 61–94.
- Kocka, Jürgen und Ralph Jessen (1990): Die abnehmende Gewaltsamkeit sozialer Proteste. Vom 18. zum 20. Jahrhundert. In: Albrecht und Backes 1990:33–57.
- Koyanagi, Nobuaki (1990a): Kamagasaki ni okeru iryō mondai [Probleme der medizinischen Betreuung in Kamagasaki]. In: *Yoseba* (Tōkyō) 3, 61–77.
- Koyanagi, Nobuaki (1990b): Naze hito wa „bōdō“ ga okiru to Kamagasaki ni chūmoku suru no darō ka [Warum lenken die Leute wohl ihre Aufmerksamkeit auf Kamagasaki, wenn die Menschen dort einen Aufstand machen?]. In: *Buraku kaihō* 318 / 12 (Ōsaka), 59–69.
- Lamnek, Siegfried (1990): *Theorien abweichenden Verhaltens*. München: Fink [1979] (= UTB für Wissenschaft 740).
- Matsuzawa, Tessei (1988): Street Labour Markets, Day Labourers and the Structure of Oppression. In: Gavan McCormack und Sugimoto Yoshio (Hg.): *The Japanese trajectory: Modernization and Beyond*. Cambridge u. a.: Cambridge Univ. Pr., 391–437.
- Mouer, Ross E. und Sugimoto Yoshio (1986): *Images of Japanese Society. A Study in the Structure of Social Reality*. London u. a.: Routledge & Kegan.
- Nakajima, Satoshi (1990): *Shin doiyagai Kamagasaki. Tanshin seikatsusha* [Das neue Tagelöhnergviertel Kamagasaki. Alleinlebende]. Ōsaka: Kaifūsha (= Naniwa Sōsho 4).
- Nakamura, Yoshimitsu (1976): *Kensetsu gyōkai* [Das Baugewerbe]. Tōkyō: Kyōikusha (= Sangyōkai Shirizu 25).
- Nakane, Mitsutoshi (1988): „Yoseba“ kenkyū no hihanteki shakaigaku. Shakai byōrigakuteki kenkyū o chūshin to shite [Eine kritische Soziologie der Tagelöhnergviertel-Forschung mit dem Schwerpunkt auf soziopathischen Studien]. In: *Kaihō Shakaigaku Kenkyū* (Tōkyō) 2, 25–41.

- Nishioka, Satoru (1991): „Kamagasaki sōdō“ ni omou (Gedanken zum Kamagasaki-Aufbruch). In: *Hyūman Raitsu* (Ōsaka) 35 / 2, 76–81.
- Nishizawa, Akihiko (1990): Yoseba rōdōsha no shakai kankei to aidentifi. Tōkyō, San'ya chiiki o jirei to shite [Die Sozialbeziehungen und Identität von Tagelöhnern. Am Beispiel der Region San'ya in Tōkyō]. In: *Shakaigaku Hyōron* (Tōkyō) 41, 3 / 163, 248–260.
- Ōkei Junichirō (1990): Kamagasaki mo okotta. Yamaguchi-gumi no uwa-mae 1.100man en haneru Ōsaka-fukei wa kanritsu yakuza ka. [Kamagasaki ist da auch in Wut entbrannt. Ist die Polizei der Stadtpräfektur Ōsaka, die Gewinnanteile von 11 Millionen Yen vom Yamaguchi-Syndikat kassiert, eine staatliche Mafia?]. In: *Shūkan Asahi* (Tōkyō), 19. Oktober 1990, 24–26.
- Polsky, Ned (1973): Forschungsmethode, Moral und Kriminologie. In: *Friedrichs* 1973:51–82.
- Piven, Frances Fox und Richard A. Cloward (1986): *Aufstand der Armen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Sack, Fritz (1990): Die Eskalation von Gewalt: Die Transformation politischer in gewaltbesetzte Konflikte. In: *Albrecht und Backes* 1990:111–137.
- Schofield, John und Kabata Kaori (1990): Behind the Osaka riots. In: *The Japan Times Weekly* (Tokyo) 30 / 44, 3. November 1990, 1 und 4–6.
- Steven, Rob (1983): *Classes in Contemporary Japan*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press.
- Toyokawa, Nobuo (1989): Futari no anko [Zwei Tagelöhner]. *Genki Magajin Henshūbu* 1989:62–71.
- Trotha, Trutz von (1985): Kultur, Subkultur, Kulturkonflikt. In: Günter Kaiser u. a. (Hg.): *Kleines kriminologisches Wörterbuch*. 2. völlig neubearb. und erw. Aufl. Heidelberg: C. F. Müller Jurist. Verl. (= Uni-Taschenbücher 1274), 286–294.
- Wada, Kenzō (1990): Jōzetsu na itsukakan to kamoku na sanbyaku roku-jū-nichi. Kamagasaki 1990nen jūgatsu [Fünf beredete Tage und 360 Tage Schweigen. Kamagasaki im Oktober 1990]. In: *Jōkyō* 12 (Tōkyō), 154–162.
- Yamanouchi, Yukio (1988): Yakuza no renkinjutsu [Die Alchemie der Yakuza]. In: Ishii Shinji (Hg.): *Yakuza to iu ikikata*. 2. *Kakumo karetsu ni ikita otokotachi yo!* [Der „Yakuza“ genannte Lebensstil. 2. Wie hart diese Männer gelebt haben!]. Tōkyō: JICC (= Bessatsu Takarajima, special edition), 252–263.